

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 10.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

1880.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1879]

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.

(Fortsetzung.)

Fritz Lanter wäre trostlos gewesen über das Resultat seines Nachdenkens, welches ihm den Grund und Boden der einzigen in sich geschlossenen Bildungsmethode, die er kannte, unter den Füßen hinwegzog, wenn ihn nicht die neuliche, für ihn so fruchtbringende Unterhaltung mit dem Herrn Klose einen neuen Weg des Studirens und Strebens gewiesen hätte, der ihn nach seinem Urtheile mit größerer Sicherheit und weniger Beschwerden dem fernem Ziele einer tüchtigen, lebensbrauchbaren Geistesbildung entgegenführen mußte.

Herr Klose sollte den jungen reichen Damen Vorträge halten über Gegenstände der deutschen Literatur. Was ist diese Literatur anders, als die Schatzkammer, welche alle die guten und großen Gedanken in sich schließt, die jemals gedacht worden sind! Welche doch offenbar das beste Spiegelbild geben muß von dem ganzen Leben und Weben des Volkes, von dem Dichten und Trachten der besten geistesmächtigsten Köpfe, von dem Streben und Ringen der Massen! Das war jedenfalls der Baum, von dem man die Früchte der Erkenntniß nur zu pflücken brauchte. Was hatte Fritz Lanter bis jetzt von dieser deutschen Literatur, deren Gedankenreichtum und Formenschönheit er so oft hatte rühmen hören, zu seinem geistigen Eigenthume machen können?

Literatur — die deutsche Literatur — wollte Fritz also studiren, und er glaubte mit aller Sicherheit darauf rechnen zu können, daß Herr Klose bereit sein würde, ihm dabei mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Und darin hatte er sich auch nicht verrechnet; der alte Herr war sogar lebhaft erfreut, als Fritz ihm sehr bescheiden die Frage vorlegte, wie er, Fritz, wohl recht viel von der deutschen Literatur lernen könne. Vorerst hatte Herr Klose mit der Gegenfrage geantwortet, was er denn wohl studiren wolle, welches Gebiet der Literatur ihn am meisten anziehe.

Das war nun wieder eine Frage gewesen, auf die Fritz nicht vorbereitet war. Welches Gebiet — welches?

„Ich muß gestehen,“ sagte er ziemlich kleinlaut, „daß ich auf Ihre Frage, Herr Klose, nicht recht zu antworten weiß. Denn wenn ich erwiderte, daß ich wohl Lust hätte, alle Gebiete der Literatur kennen zu lernen, und womöglich auch von Grund aus kennen zu lernen, so würden Sie mich gewiß auslachen und für einen Dummkopf halten, der noch nicht einmal eine Ahnung davon hat, wie ungeheuer umfangreich unsere Literatur ist. Einen besondern Theil unserer Literaturwerke vermag ich aber nicht zu bezeichnen, weil ich wirklich nicht weiß, was für einen so un-

wissenden Menschen, wie ich bin, wohl das Beste und Nützlichste und zugleich das am ehesten Verständliche ist.“

Herr Klose hatte seinem jungen Freunde aufmerksam zugehört und ihm dann die Hand hingestreckt. „Reichen Sie mir Ihre Hand, lieber Lanter,“ hatte er dann sehr freundlich und warm gesagt. „Sie sind nicht nur ein sehr strebsamer Mensch, sondern Sie sind auch einsichtig und bescheiden. Wenn man den Menschen gegenüber nicht allzu bescheiden ist, im gerechten Stolze darauf, daß man nach aufrichtiger Ueberzeugung seine Pflicht thut und der Menschheit nach Kräften nützt, so hat man gewiß recht, aber der Wissenschaft gegenüber, das heißt der Gesamtheit dessen, was von Natur- und Menschenleben als richtig erkannt und in systematische Ordnung eingereicht, gelten muß, diesem höchsten Schätze und unveräußerlichen Gemeingut aller Menschen gegenüber kann der einzelne nicht bescheiden genug sein. Und zwar liegt das, wie alles Gute und Richtige in der Welt im Interesse dessen selbst, der diese Bescheidenheit übt. Nur wer die Wissenschaft über alles hochachtet, wer sich ihr gegenüber so recht klein und nichtig fühlt, wird mit dem nöthigen Eifer, der nöthigen Andacht, möcht' ich sagen, an ihr Studium gehen.“ Herr Klose hatte fortfahren wollen, aber er unterbrach sich, denn es schien ihm, als drängte es Fritz Lanter, eine Bemerkung dazwischen zu werfen. „Sie verstehen wohl nicht, was ich meine, lieber Lanter, ich habe mich wohl nicht deutlich ausgedrückt?“ fragte er daher.

„Ich weiß nicht, ob ich Sie ganz verstanden habe,“ entgegnete Fritz; „ich wollte mir darum die Frage erlauben, ob Sie sagen wollten, daß man alles, was einem die Wissenschaft bietet, im Gefühle seiner eigenen Wichtigkeit auf Tren' und Glauben annehmen müsse?“

Herr Klose lächelte. „Und dazu haben Sie wohl garnicht recht Lust, Sie jugendlicher Kritikus?“

„Es scheint mir wenigstens, als wenn der Menschheit daraus gar sehr viel Unheil erwachsen wäre, daß die meisten Menschen sich vor dem, was ihnen als Wissenschaft entgegentrat, immer viel zu unbedeutend vorgekommen sind, um ein eignes Urtheil zu wagen. Ich möchte daher auch von der Wissenschaft nur das als gültig anerkennen, was ich selber zu begreifen vermag.“ Fritz stockte einen Augenblick. „Ich weiß freilich, daß ich im Leben, und wenn ich auch noch soviel studiren könnte, nicht alles begreifen lernen kann, was die Wissenschaft lehrt, aber —“ — er stockte wieder; er suchte offenbar nach dem passendsten Ausdruck für seine Gedanken.

„Aber Sie meinen, daß doch nur das so recht das geistige Eigenthum des Menschen ist, was er selbst voll und ganz erfährt, und was sich an dem Brüststein seines eignen Verstandes als recht und gut bewährt hat?“

„Ja, das wollte ich ungefähr sagen. Und dann, daß doch auch alles, was Wissenschaft genannt wird, darum noch nicht unbedingt richtig zu sein braucht. Wird doch so vieles, was die Leute jahrhundertlang für die höchste Weisheit gehalten haben, und was als Wissenschaft auf all' den hohen Schulen und Universitäten gelehrt worden ist, heut als unrichtig, oft als grober Irrthum erkannt, und kann nun kaum wieder aus den Köpfen der Menschen herausgetrieben werden, weil es sich dort gar so festgesetzt hat.“

„Ganz recht, ganz vortrefflich gedacht und auch garnicht übel ausgedrückt!“ rief der alte Herr in freudigem Erstaunen. „Da sehe man einmal an, was sich in so einem jungen Arbeiterkopfe für Gedanken finden. Also, zunächst zugegeben, mein junger Freund: Sie haben recht, aber — ich habe, meiner Meinung nach, trotzdem auch recht. Hören Sie mir nur noch einen Augenblick aufmerksam zu. Der Wissenschaft gegenüber, sagte ich, kann man sich nicht klein und unbedeutend genug fühlen, aber um zu erkennen, was denn eigentlich Wissenschaft ist, muß jeder, der sich mit ihr befaßt, seinen eigenen Verstand brauchen, so gut er es nur irgend vermag. Die Wissenschaft ist unfehlbar, mein Freund, die Gelehrten aber, die Männer der Wissenschaft, sind alle fehlerbare, dem Irrthum ausgesetzte Menschen, wie Sie; was heute als höchste Weisheit gepriesen und morgen als Thorheit verlacht wird, das kann zehnfach den Mantel der Wissenschaftlichkeit um die Glieder gehüllt haben, es war doch eben nur Trug oder Irrthum, in jedem Falle nicht Wissenschaft. Wenn Sie sich nun dennoch heut in ein Schriftwerk der Wissenschaft, und sei es das beste und großartigste, was geschaffen worden ist, vertiefen, so sollen und dürfen Sie nicht eine Zeile als unumstößlich wahr und keines weiteren Beweises mehr bedürftig hinnehmen. Im Gegentheil, Sie sollen und müssen, wenn Sie selbst den Ruhm wissenschaftlichen Handelns und Denkens sich erringen möchten, alles, was Ihrem Verstande nicht sofort als selbstverständlich einleuchtet, als vorläufig dahingestellt betrachten und, wenn Ihnen darum zu thun ist, zu erkennen, ob es als ein Satz, ein Stück der Wissenschaft zu gelten ein Recht hat, müssen Sie selbst es eingehender, jeden Ihnen auftauchenden Zweifel beseitigender Untersuchung unterziehen.“

Fritz war der Aufforderung des alten Herrn gefolgt; er hatte seinen Worten mit gespanntester Aufmerksamkeit gelauscht; jetzt, als Herr Kloje innehielt, ergriff er selbst wieder das Wort:

„Ja, verehrter Herr Kloje, das war's so ziemlich, was ich mir schon öfter gedacht hatte. Nur nicht ganz so klar hatte ich selber mir's machen können, wie es mir jetzt ist. Ich habe aber immer noch etwas auf dem Herzen, — noch ein paar Fragen. Nämlich zuerst dünkt es mir, wenn z. B. ich, der noch so wenig weiß, so zu studiren anfangen wollte, ich bei keinem einzigen gelehrten Buch über die erste Seite hinauskommen würde. Was stoßen mir nicht alles für Fragen und Zweifel auf, wenn ich nur einmal einen von den sogenannten populärwissenschaftlichen Aufsätzen im Feuilleton der Zeitungen oder in Zeitschriften lese! Und wie kann unferne denn eine beliebige Behauptung in einem gelehrten Buche prüfen? Das ist doch wohl in den meisten Fällen garnicht möglich!“

„Aber liebster, bester junger Freund, ich habe mich auch sehr wohl gehütet, Ihnen anzupfehlen, Sie möchten mit dem Sezirmesser kritischer Untersuchung an das erste beste Buch herantreten, welches ein Wissenschaftsfeld berührt, von dem Sie nichts wissen, und schließlich ja auch nicht viel wissen können. Hätte ich das von Ihnen verlangt, so würde ich noch thörichter gethan haben, als wenn ich Ihnen gerathen hätte, alles auf guten Glauben als wahr hinzunehmen, was Sie lesen. Beileibe nein! Weder das eine noch das andere. Nehmen Sie sich ein gutes, volksthümlich geschriebenes wissenschaftliches Buch; lesen Sie es — nicht ein- oder zweimal, sondern mindestens drei- oder viermal; machen Sie sich Notizen und Auszüge von dem Inhalte, und zwar so, daß Sie, wenn Sie am Ende sind, sich, ohne das Buch aufzuschlagen, von dem Inhalt jedes seiner Kapitel Rechenschaft geben können. Wenn Sie sich jedoch so das eingepreßt haben, was das betreffende Buch enthält, so wähen Sie nicht, denjenigen Theil der Wissenschaft, von dem das Werk, wenn auch noch so ausführlich, handelt, zu ihrem geistigen Eigenthum gemacht zu haben, sondern begnügen Sie sich mit dem freilich

wohl minder stolzen, aber dafür doch gerechtfertigten Bewußtsein, dessen Herr zu sein, was ein bedeutender Mann der Wissenschaft über den fraglichen Gegenstand gedacht und geschrieben hat.“

„Was aber hätte ich dabei gewonnen?“ wagte Fritz einzuwenden.

„Viel, sehr viel, mein Freund! Nicht weniger, als daß Sie in dem bezüglichen Wissensgebiete von Ihrer jetzigen Wissensstufe emporgelassen wären zu der doch zweifellos sehr viel höheren, auf der jener Mann stand, als er das Buch, welches Sie studirt haben, schrieb. Nicht wahr, lieber Lauter?“

„Nun ja, Herr Kloje. Aber wäre ich das nicht ebenso, oder erst recht, wenn ich dem Buche alles buchstäblich geglaubt hätte, was es mich gelehrt?“

„Allerdings! Nur mit dem einen Unterschiede, daß Sie sich alsdann den Weg zu noch höheren Stufen auf der Himmelsleiter der Erkenntniß vermanert hätten. Und bedenken Sie nur, was sich der selbst für Schwierigkeiten macht, welcher sich nicht stets bewußt bleibt, daß alles Lernen und Studiren nur ein langsames Fortschreiten auf dem Wege zur Erkenntniß ist und niemals die Erkenntniß selbst in ihrem ganzen Umfange und in ihrer vollen Schärfe dem Studirenden in den Schoß werfen kann. Wieviel erbitterter und verbitternder Meinungsstreit ist der Thorheit geschuldet, welche von dem einmal für wahr gehaltenen Erlernen unter keinen Umständen lassen will! Wieviel körperlichen und geistigen Schaden haben sich die Menschen schon zugefügt, weil sie auf gelehrte Anschauungen, blindlings von andern übernommene Vorurtheile und dergleichen nicht nur nicht verzichten, sondern sie auch keiner Diskussion, keiner Untersuchung unterziehen lassen wollen.“

„Das sehe ich ein, Herr Kloje,“ erwiderte Fritz. „Und es vermindert das, was ich soeben von Ihnen gehört habe, meine Lust zu lernen durchaus nicht. Es spreut mich im Gegentheil nur an, über jeden wissenschaftlichen Gegenstand mehr als ein Buch zu lesen. Und das will ich thun, und wenn ich täglich die halbe Nacht über den Büchern sitzen sollte, bis ich etwas Rechtes gelernt habe!“

„Nun, nun, mein lieber junger Freund, nur nicht das Kind mit dem Bade ausschütten wollen, das heißt hier, sich nicht etwa körperlich opfern, um dem Geiste reichere Nahrung zuzuführen. Der eine hat sein Recht so gut wie der andere, und der Wissenschaft soll man Leben und nicht ihr sterben; sie ist nicht so anspruchsvoll wie manches Weib, daß sie von ihren Liebhabern verlangen könnte, sie sollten sich in Liebe zu ihr verzehren. — Aber um nun wieder auf den Ausgangspunkt unres Gesprächs zurückzukommen, möchte ich wissen, zu welchem Zweck Sie sich denn wohl eine höhere Bildung anzueignen gedenken. Wollen Sie mir das sagen?“

„Gewiß, Herr Kloje, sehr gern. Einmal ist es für mich immer ein drückendes Gefühl, wenn ich stets auf's neue empfinden muß, daß mir die Welt und alles, was in ihr vorgeht, so gar fremd, so wie ein Buch mit sieben Siegeln erscheint. Ich mag hinschauen, wohin ich will, überall geht es mir so. Da sind z. B. die großen politischen Ereignisse — zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich noch bis heute nicht einmal begriffen habe, warum so blutige Kriege geführt werden müssen — nothwendig waren sie doch gewiß, sonst wären sie nicht geführt worden, — wie wir sie in den letzten zehn Jahren erst wieder erlebt haben. Dann lese ich in den Zeitungen und sehe auch in einem oder dem andern Falle mit eigenen Augen, wie Leute, die ihr Leben lang arm gewesen sind, plötzlich zu ungeheurem Reichtum gelangen, und umgekehrt, wie andere, denen es einst ganz gut ging, unverschuldet in Armut gerathen, ohne daß ich verstehe, wie so etwas möglich ist. Für solche Dinge, wie sie jedem Menschen täglich vor die Augen treten, möchte ich mir nun Verstandniß erwerben. Dann aber habe ich auch einen zweiten Grund: ich möchte, wenn's anders möglich wäre, doch nicht zeit lebens ein Buchdruckergehülfe bleiben. Sehen Sie, Herr Kloje, als mein Vater noch lebte, da war ich zum Studiren bestimmt gewesen; meine gute Mutter aber war viel zu arm, um mich solange erhalten zu können — ich mußte ein Handwerk erlernen, um selbstständig zu werden. Wenn ich das wenigstens zum Theil nachholen könnte, was ich veräumt, denn, Herr Kloje, ich möchte so gern auch meine Mutter besser unterstützen, als ich es so kann, ich —“ Fritz hielt inne. Seine Stimme hatte bei den letzten Worten ein wenig gezittert.

Der alte Herr Kloje betrachtete ihn mit der lebhaftesten Theilnahme. Er seufzte tief auf. „Vielleicht lohnt das Schicksal

Ihren guten Willen, mein lieber, lieber Lauter," sagte er dann selbst mit gepreßter Stimme. „Vielleicht führt es Sie auf aufsteigender Bahn zu der Höhe einer ehrenvollen und Sie selbst befriedigenden Existenz, wie es mich auf jäh abfallendem Pfade in Schmach und Noth herabgestoßen hat. Arbeiten Sie dem Schicksal nur wacker vor, suchen Sie sich nur selbst Ihr Los zurecht zu schmieden. Zwar ist kein Mensch seines Glückes Meisters; aber die allezeit Ringenden und tapfer Zugreifenden sind oft die Lieblinge des Glücks — — —“

Nach diesem Gespräche, das auf dem Wege von der Druckerei nach der Obervorstadt, wo auch Herr Klose wohnte, geführt wurde, hatte Fritz denn ein geregeltes Studium begonnen.

Der alte Herr hatte ihm gerathen, was er zuerst treiben sollte und ihm auch gleich die für den Anfang nöthigen Bücher geliehen.

Seitdem ging Fritz allabendlich um punkt 7 Uhr aus der Druckerei fort, um spätestens gegen 8 Uhr mit seinem Studium beginnen zu können. Dann las und schrieb er täglich drei Stunden, an dem einen Tag nahm er ein leichtfaßlich geschriebenes Buch über die neueste politische Geschichte vor, am zweiten einen Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte, an dessen Hand er zunächst in das Verständniß der Hauptwerke von Schiller und Goethe einzubringen suchte, am dritten Tag endlich gab er sich Mühe, mit Hülfe eines, die wichtigsten Ergebnisse der neueren Forschungen kurz zusammenfassenden Abrisses der Naturwissenschaften auch über dieses zu allerhöchster Bedeutung gelangte Wissenschaftsgebiet einen oberflächlichen Ueberblick zu erlangen. Am vierten Tage begann er dann wieder mit der Geschichte und am Vormittag eines jeden Sonntags vergewisserte er sich durch Wiederholung der Quintessenz des Gelernten, daß er wirklich in der vergangenen Woche Fortschritte gemacht hatte, mit welchen er selbst einigermaßen zufrieden sein konnte. Nur den Sonntag Nachmittag verwendete er zur Erholung von seiner dreizehnstündigen Alltagsarbeit. Gewöhnlich ging er mit Herrn Klose spazieren. Derselbe erzählte ihm dann, worüber er den jungen, reichen Damen während der letzten Woche Vortrag gehalten hatte, unterhielt sich mit ihm über das, was er inzwischen gelernt, und beantwortete Fragen, welche ihm bei seiner Lektüre aufgestoßen waren.

So ging denn Fritzens Sinnen und Trachten ganz und gar in seiner geistigen Thätigkeit auf; sie bereitete ihm hohen Genuß und ließ ihm alles andere, und seine Berufsbeschäftigung zumeist, als für ihn unwesentlich und nichtig, als einen eben nur nicht abzuschüttelnden Ballast seines Lebensschiffes erscheinen.

Zuweilen nur tauchte ihm, besonders auf seinen Spaziergängen mit Herrn Klose, ein freundlicher Gedanke an Wanda, vielleicht sogar etwas wie Sehnsucht nach ihr, auf, die, wie der alte Herr erzählte, fast allein von allen seinen Zuhörerinnen ein tieferes Interesse, vereint mit Verständniß und wirklichem Arbeitsdrange, für die Literaturvorträge zeigte.

Sie wußte, daß der alte Herr Fritz liebgewonnen hatte und mit ihm öfter zusammentam, und sie ließ ihn jedesmal harmlos und herzlich grüßen. Daß er keine Lust haben würde, das Haus ihres Vaters öfter zu besuchen, das könne sie sich sehr gut denken — hatte sie Herrn Klose verrathen, der bald ihr volles Vertrauen erworben, — es gefiele ihr selbst gar nicht mehr da, zumal jetzt, wo der Papa sich von seinen Geschäften noch vielmehr in Anspruch nehmen lasse, als vorher, und der junge Herr Wichtel gar tagtäglich ein und ausgehe. Das müsse aber einmal doch wieder anders werden, sonst würde es ihr ganz unerträglich werden, das fühle sie und nur ihre Beschäftigung mit der Literatur vermöchte die trostlose Langeweile und geistige Dede zu bannen, welche sie in ihrem Vaterhause mehr und mehr empfinde. Dann hoffe sie auch ihren lieben Jugendfreund Fritz wiederzusehen, und nicht nur ein- oder das anderemal, sondern öfter, und wolle mit ihm, der, wie ihr Herr Klose zu ihrer lebhaften Freude mitgetheilt hatte, gerade so große Lust am Studium empfinde wie sie, verkehren, wie es sich für alte Jugendfreunde geziemt, u. s. w.

Herr Klose hatte dies nicht alles und nicht ganz so, als er es von Wanda gehört, Fritz wiedergesagt. Es schien ihm manchmal, als wenn aus Wanda's Worten ein regeres Interesse spräche, als er für beide gut halten konnte. Wie gern hätte er freilich gesehen, daß diese ihm fast gleichmäßig lieben, trefflich gearteten und hoffnungsvollen jungen Menschen einander näher treten, am liebsten zu schöner Lebensgemeinschaft sich verbinden möchten.

Aber daran war doch — leider trotz aller schöner Zukunftshoffnungen Fritz Lauters — nun und nimmer zu denken. Selbst wenn er durch einen vorläufig nicht im geringsten absehbaren Glückszufall sich zu einer Lebensstellung emporzuschwingen sollte, die ihm ein Unrecht auf die Hand eines Mädchens gäbe, wie es Wanda war, so konnte das doch sicherlich im besten Falle erst geschehen, lange nachdem Wanda die Gattin eines anderen, vom Glück mehr begünstigten Mannes geworden. Denn daß Herr Wister alles thun würde, um seine einzige Tochter nach seinen Begriffen glücklich zu verheirathen, das war ja ganz selbstverständlich.

Uebrigens war — wie Herr Klose meinte — glücklicherweise keine große Gefahr vorhanden, daß die Zuneigung der beiden jugendlichen Herzen zueinander dereinst zur hellen Liebessflamme angefaßt würde. Bei Fritz zumal am wenigsten — der steckte ja so tief in seinen Büchern drinnen, daß ihm die ganze übrige Welt keinen Pfifferling mehr werth schien — der wurde gewiß so ein Bücherwurm, wie Herr Klose es selbst in jenen Jahren gewesen war, nur mit der ausgesprochenen Hinneigung zu weniger lebensfremden Wissenszweigen, als Klose sie damals seiner Gymnasialerziehung gemäß kultivirt hatte. Zudem würden die beiden ja so gut wie gar nicht mehr zusammenkommen — es hatte also wirklich gar keine Gefahr!

* * *

Es waren ein paar Monate ins Land gegangen — der Spätherbst mit seinen Stürmen und Regenschauern hielt soeben seinen ungemüthlichen Einzug.

„Ein Wetter zum Davonlaufen," brummte der alte Herr, der an dem einen Fenster seines höchst komfortabel eingerichteten sogenannten Studierzimmers stand und in das Abenddunkel hinausstarrte.

„Wenn nichts weiter zum Davonlaufen wäre als das Wetter, Papa," antwortete die etwas schmarrende Stimme eines jungen Mannes, der auf einem hübsch gepolsterten Drehstuhl an einem Schreibpult in der Nähe des luxuriös ausgestatteten Marmortamins saß und in dicken Altkleidern herumsuchte, „so könnten wir beide zufrieden sein. Deine Kaltblütigkeit, mit der du meine doch gewiß wichtigen Mittheilungen entgegennimmst, ist für mich viel eher zum Davonlaufen.“

Der alte Herr lächelte in spöttischer Ueberlegenheit. „Wichtige Mittheilungen? Hm! hältst du diese Mittheilungen wirklich für so wichtig?“

Der junge Herr warf den Altkleinstoff, den er in der Hand gehalten hatte, unmutig auf den Schreibtisch und sprang auf.

„Ich glaube wahrhaftig, du hast mich einen Vortrag von einer halben Stunde halten lassen, ohne auch nur eine Minute lang zuzuhören," erwiderte er, mit beiden Händen über seine schwarzen, in ein künstliches Fedentoupee verschönerkelten und zusammengelackirten Haare fahrend.

„Du hast nicht so ganz Unrecht, mein Lieber," entgegnete auf diesen Vorwurf seelenruhig der alte Herr, in dem wir den Herrn Wichtel junior, den als Juristen und besonders als Bertheidiger zweifelhafter Rechte in von vornherein mehr als halbverlorenen Prozessen, kennen zu lernen das Vergnügen haben. „Nach den ersten zwei Minuten deines Vortrags wußte ich in der Hauptsache, was du in den übrigen achtundzwanzig sagen würdest. Ich habe darum etwas besseres gethan, als dir zuzuhören; ich habe nachgedacht, wie wir die Schwierigkeiten, die dich so sehr in Harnisch bringen, beseitigen können.“

„Du scheinst mich immer noch als einen Anfänger, einen Stümper in Geschäftsangelegenheiten zu betrachten, Papa?" polterte der Referendarius Wichtel jetzt noch ärgerlicher als zuvor. „Ich begreife nicht, wie du glauben kannst, ich würde meine kostbare Zeit damit todtschlagen, dir eine halbe Stunde lang Dinge zu erzählen, die du in zwei Minuten bereits vollständig überschaun haben könntest. Ich sage dir, es sind diesmal nicht gewöhnliche Schwierigkeiten, auf die wir gestoßen sind, sondern ebenso bedenkliche als in ihrem Entstehungsgrunde räthselhafte Schwierigkeiten. Ich sage Dir ferner, daß wir in der bewußten Angelegenheit, welche auf den Klippen dieser Schwierigkeiten festigt, nicht scheitern dürfen, wenn wir — — —“

Wichtel junior hielt inne; er war an das zweite Fenster des mittelgroßen Zimmers getreten und schaute, ohne den begonnenen Satz zu vollenden, in die Nacht hinaus. —

(Fortsetzung folgt.)

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. Max Fogler.

(Fortsetzung.)

Neben „Egmont“ beschäftigten Goethe in Rom vor allem noch das Schauspiel „Torquato Tasso“ und das Fragment „Faust“, welche indessen beide erst nach der Heimkehr vollendet wurden. Das einzige vollständige Drama, welches er für die „Gesammelten Schriften“, deren Redaktion ihn auf der Reise fortwährend in Anspruch nahm, in Italien neu gedichtet hat, ist das an „Künstlers Erdenwallen“ anschließende kleine Drama „Künstlers Apotheose“. Schließlich wollen wir neben den ebenfalls in Italien betriebenen, schon erwähnten botanischen Studien (vgl. seine zuerst 1790 zu Gotha erschienene Schrift „Metamorphose der Pflanze“) noch seiner in ihren Anfängen bereits in diese Zeit fallenden Beschäftigung mit der Farbenlehre gedenken, um dem Leser anzudeuten, wie er seine Bildung immer mehr einer gradezu erstaunlichen Vielseitigkeit nahe brachte. Eine der hauptsächlichsten Wirkungen seines Aufenthalts in Italien müssen wir noch darin erblicken, daß sich Goethe, obgleich er sich in Rom mit vielem Geschick der Ausübung des Zeichnens hingab und mit mehreren bedeutenden Malern, u. a. auch mit der edlen, anmuthigen Angelika Kaufmann, intimen Umgang pflog, hier endlich klar wurde, daß ihn seine Begabung nicht auf das Feld der bildenden Künste, soviel er von diesen auch gelernt hatte und Zeit seines Lebens lernte, sondern mit aller Deutlichkeit auf das der Dichtkunst hinwies, und in diesem Sinne schrieb er im Februar von 1788 aus Rom: „Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin. . . . Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue. Angelika (Kaufmann) macht mir das Kompliment, daß sie wenige in Rom kenne, die besser in der Kunst sähen, als ich. . . . Genug: ich habe schon jetzt meinen Wunsch erreicht: in einer Sache, zu der ich mich leidenschaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen.“

Die Rückkehr Goethe's nach Weimar erfolgte am 18. Juni 1788. Hatte der Herzog ihm auf seine von Rom aus an diesen gerichtete Bitte hin auch völlig freien Willen hinsichtlich der Wahl seiner amtlichen Geschäfte gelassen, — Goethe behielt das Bergwerksfach für sich und übernahm die Oberleitung der wissenschaftlichen und Kunstanstalten, während er nur, wenn es ihm beliebte, noch ferner den Vorsitz in der Kammer führte, — so fühlte sich Goethe doch in der ersten Zeit nach seiner Zurückkunft nicht zufrieden, da er bei den alten Freunden, von denen sich zudem bald darauf einige auf Reisen begaben, nicht das volle Verständniß für seine jetzigen Neigungen

faund, und sich namentlich der Herzog mehr, als dem Dichter lieb war, mit dem Militärwesen beschäftigte.

In diesen Momenten innerer Verstimmung und Vereinsamung begegnete er an einem Herbsttage

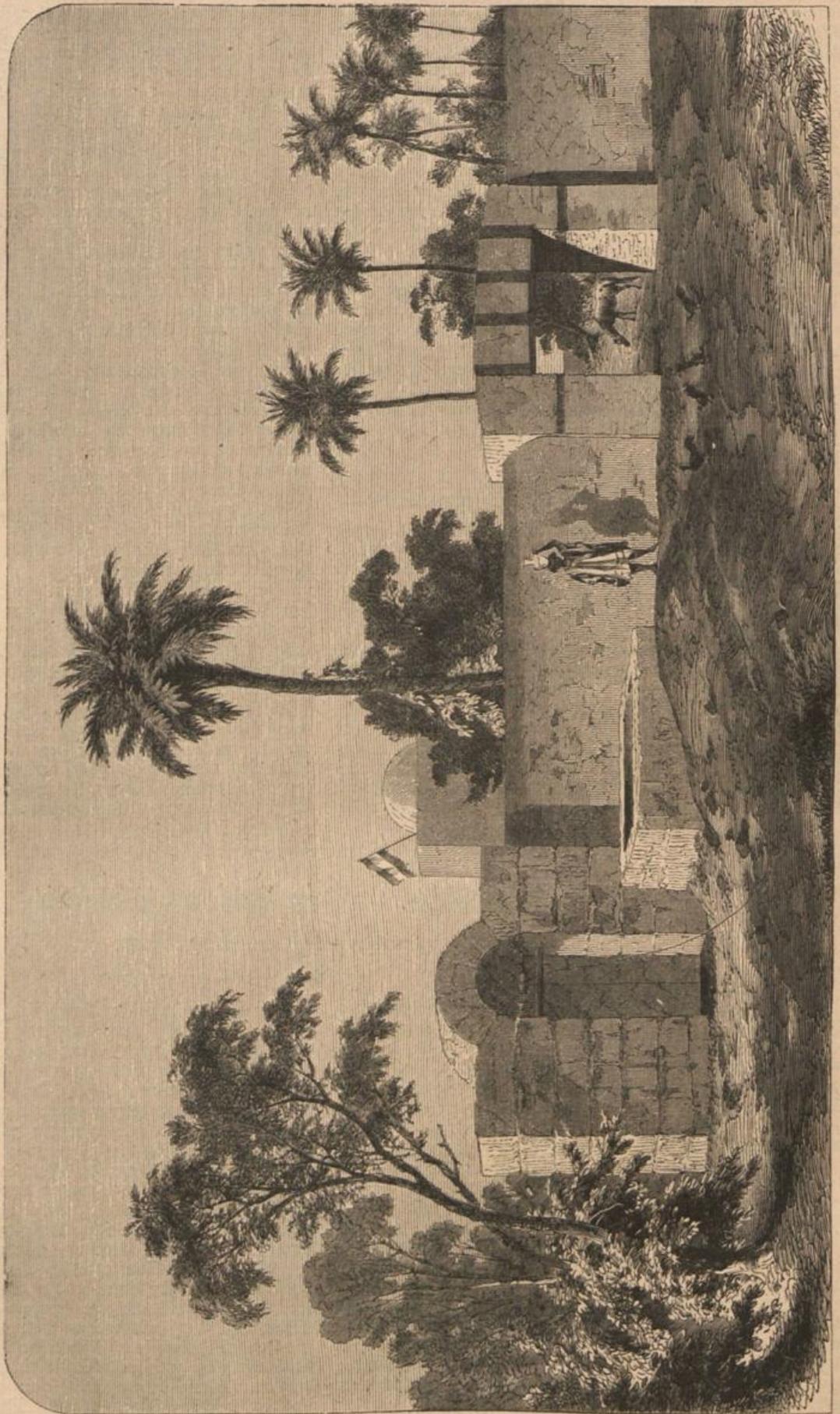
(1788) auf einem Spaziergange durch den weimarer Park einem jungen Mädchen, welches ihm eine Bittschrift ihres, als Verfasser des Räuberromans „Rinaldo Rinaldini“ bereits bekannten Bruders übergab. Dieses Mädchen, damals 24 Jahre alt, war Christiane Vulpius, mit der er bald ein intimes Verhältniß einging, und welche er, nachdem sie ihm Weihnachten des folgenden Jahres einen Sohn geboren hatte, mit ihrer Tante und Schwester in sein Haus aufnahm. Wenn Christiane Vulpius Goethe geistig auch nicht genügen konnte, so erzog er sich doch an der Geliebten eine feinen naturwissenschaftlichen Arbeiten mit großer Theilnahme folgende Schülerin, und besaß an ihr eine umsichtige und gewissenhafte Leiterin seiner häuslichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten. Der Dichter ließ sich erst am 19. Oktober 1806 mit ihr vermählen, erfreute sich aber nicht ganz zehn Jahre glücklichen Familienlebens mit ihr; denn am 6. Juni 1816 bereits wurde sie ihm durch den Tod entzissen. Infolge seines Verhältnisses zu Christiane Vulpius lockerten sich, da die sogenannte feinere Welt es an offenen Knndgebungen ihrer Entrüstung nicht fehlen ließ, manche gesellschaftliche Verbindungen, darunter — soweit sich sehen läßt, durch beiderseitige Schuld — das Verhältniß zur Frau von Stein. Es ist hier selbstverständlich nicht der Ort, ausführlich über die Persönlichkeit Christiane Vulpius' und Goethe's vielfach und sehr verschieden beurtheilte Verbindung mit ihr zu berichten, und wir wollen nur noch erwähnen, daß seinen für sie gehegten Empfindungen (und den in Italien geweckten Stimmungen) die sinnlich gluthvollen, hinsichtlich ihrer formellen Vollendung in der ganzen Weltliteratur ihresgleichen suchenden „Römischen Elegien“ entfloßen

sind. — Die erste Zeit nach der Rückkehr von der italienischen Reise wurde durch den Abschluß der letzten Bände seiner „Schriften“ und die Bearbeitung einzelner Partien der „Italienischen Reise“ für den „Deutschen Merkur“, vor allem aber durch umfassende naturwissenschaftliche Studien ausgefüllt. Diese Studien waren vornehmlich auf die Optik und Farbenlehre; ihre Richtung wird am besten durch den Hinweis darauf charakterisirt, daß Ernst Häckel neben Kant und Lamarck vor allem, und mit Recht, Goethe als den Mitbegründer der nachmals unter dem Namen Darwinsche



Hermann von Salza. (Seite 118.)

Deszendenztheorie begriffenen Lehre von der natürlichen Entwicklung der Arten bezeichnet. Im März von 1790 reiste der Dichter der aus Italien heimkehrenden Herzogin Amalia bis Venedig entgegen und brachte den in der Lagunenstadt geschriebenen größten Theil der „Venetianischen Epigramme“ mit zurück. Im Juli desselben Jahres rief ihn der Herzog, der als General in preussischem Dienste stand, in das Feldlager nach Schlesien, wo ihn indeß die vergleichende Anatomie, Berg- und Hüttenkunde mehr als das Soldatenleben beschäftigte; auf dem Hin- und Herwege sprach er in Dresden bei Schillers Freunde Chr. Gottfr. Körner, dem Vater des Dichters von „Leyer und Schwert“, vor, wodurch jedenfalls der Annäherung der beiden, sich jetzt noch eher meidenden als aufsuchenden großen Dichterkürsten ein bedeutender Vor Schub geleistet wurde. Im folgenden Jahre wurde Goethe vom Herzog als oberster Leiter des neu begründeten und am 17. Mai mit Jfflands „Jägern“ eröffneten Hoftheaters ansersehen, von dessen bedeutenderen Mitgliedern hier Malkolmi, Becker, der ältere Genast und vor allen Christiane Neumann genannt sein mögen. Goethe hatte bei dieser seiner neuen Stellung, die er bis zum Jahre 1817 versah, nicht sowohl in der vorerst notwendigen kunstgerechten Schulung des Theaterpersonals, sondern auch vor allem durch die gleicherweise von ihm erst zu fördernde Bildung eines guten Geschmacks bei dem immer noch mit besonderer Vorliebe leichteren Singspielen, Opern und Lustspielen zugeneigten Publikum, eine äußerst schwierige Aufgabe zu erfüllen. Im Anfang freilich machte Goethe dem verderbten Geschmak der Zuhörerschaft noch Konzessionen, und die in dieser Zeit entstandenen und auf dieser Bühne zur Aufführung gelangten, höchst mittelmäßigen Stücke: „Der Großkophta“, „Der Bürgergeneral“ und das nicht vollendete „politische Drama“: „Die Aufgeregten“ dienten wohl direkt dem Bestreben, den Darstellern Gelegenheit zu geben, bereits bekannte Typen und Charaktere in



Karavanferai im Palmenhain bei Tripolis. (Seite 119.)

kunstgerechter Weise zur Geltung zu bringen; daneben gelangten meist togebu'e'sche Lustspiele auf die Bretter, und Darstellungen, wie des Dichters „Iphigenie“, des „König Johann“ von Shakespeare, Mozarts „Don Juan“ und Schillers „Don Karlos“ (1792), sowie

einige andere klassische Dramen gehörten vorerst noch zu den Seltenheiten. Die zuletzt zusammen erwähnten drei goethe'schen Stücke geben uns noch zu einigen Bemerkungen Anlaß. Der Dichter schrieb dieselben — wie die in dieser und einer etwas späteren Zeit entstandenen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ — unter den Eindrücken der beginnenden französischen Revolution, deren Bedeutung er im Anfang ebenso naiv unterschätzte, wie er den gewaltigen Eruptionen des durch die Jahrzehnte vorher in Wissenschaft und Kunst zum Ausdruck gelangten und auf das Volk übergegangenen Freiheitsdranges im Verlaufe dieser großen Staatsumwälzung mit Gleichgültigkeit folgte. Es wäre sehr gefehlt, diese Theilnahmlosigkeit Goethe's an den großen Zeitereignissen aus seiner Stellung zum Herzog August, der auf Seite der Royalisten trat und mit andern, wie wir gleich sehen werden, dem König Ludwig XVI. zu Hilfe zog, zu erklären. Goethe war nicht der Mann, sich durch ein äußeres Abhängigkeitsverhältnis in seinen Meinungen beeinflussen oder an dem Ausdruck derselben behindern zu lassen, und er verwarf das Treiben und die politischen Pläne der königlichen Partei in gleicher Weise, wie die Aktionen und Tendenzen der Revolutionäre. Er hat der ersteren, der er die Worte:

„Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen,
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!“

in den Mund legt, zugerufen:

„Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrüger;
Seid nur redlich, und so führt ihr zur Menschlichkeit an!“ —

und zu Eckermann sagte er mit voller Deutlichkeit, „eine große Revolution sei nie die Schuld des Volkes, sondern der Regierung“. Allein in der Ueberzeugung, daß die Menschheit nur durch fortwährend wachsende innere Bildung jedes einzelnen zu dem erwünschten Ziele, zu einem glücklichen Gedeihen des materiellen und geistigen Lebens gelangen könne, ließen ihn alle politischen Strebungen und Parteinungen deshalb gleichgültig, weil sie nach seiner Ansicht in ihren Folgen den ruhigen Kulturfortschritt der Menschheit hemmten, wie er denn von der großen Revolution und der deutschen Reformationsbewegung sagte: „Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehemals Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück“. Der Begriff der politischen Freiheit war ihm nicht völlig klar, oder er sah sie ihm doch wenigstens in zu beschränktem Sinne an, was allerdings darin seinen Grund haben mag, daß der geniale Mann, sich innerlich völlig

frei fühlend und auch in seinem äußeren Leben durch keine Fessel gedrückt, die ersten Bedingungen geistiger und materieller Freiheit allzu sehr unterschätzt und übersehen hat. Man mag mit Goethe ganz in der Meinung, „daß alles Heil nur aus innerer Bildung komme“ übereinstimmen — und jeder Einsichtige stimmt darin mit ihm überein —; aber man darf sich doch der Erkenntniß nicht verschließen, daß zur allseitigen Vermittelung dieser inneren Bildung gewisse Voraussetzungen nöthig sind und daß eben dann, wenn man diese Voraussetzungen nicht antrifft, Strebungen an die Oberfläche treten müssen, die diese Voraussetzungen schaffen, die bestehenden Hindernisse wegräumen, je nach den Umständen auf friedlichem oder gewaltsamem Wege, und daß daher allgemein menschliche, künstlerische und wissenschaftliche Strebungen mit einer ganz bestimmten politischen Parteinrichtung sich sehr wohl vertragen, ja, völlig und mit Recht in eine solche aufgehen können. Daß Goethe das nicht begriff, ist ein Beweis für seinen Mangel an geschichtlichem Sinn; er sah nur das Ereigniß nach seiner Schönheit und Unschönheit, nach seinem Werth oder Unwerth, wie es sich ihm in der Gegenwart darstellte, an, die großen Perspektiven, der weitsichtige, seine historische Blick, der in dem Kleinen das Große, in dem Vergangenen und Gegenwärtigen das Zukünftige erkennt, sind ihm verschlossen und fremd gewesen. Und in diesem Sinne kann allerdings den, dem dieser Blick fehlt, manches in der Gegenwart als Wahnsinn erscheinen, was sich nachher, oft schon in kurzer Zeit, als geschichtlich berechtigt erweist. Wir wollen aber Goethe ob seines Mangels an geschichtlichem Sinn in keiner Weise verdammen; hat doch gerade er für die Kulturentwicklung der Menschheit gearbeitet, ist er doch ein edler Vorkämpfer und starker Bahnbrecher des echten Fortschritts gewesen, wie selten einer! . . .

Im August und September von 1792 befand sich Goethe mit dem Herzog, der mit dem König von Preußen und dem Herzog von Braunschweig an der Spitze eines großen Heeres in Frankreich eingedrungen war, auf dem Feldzug in der Champagne und nahm im Sommer des folgenden Jahres an der Belagerung von Mainz Theil, von welcher er froh war, nach Hause zurückzukehren. „Die politische Stimmung aller Menschen“ — schrieb er an Jacobi — „treibt mich nach Hause, wo ich einen Kreis um mich ziehen kann, in welchem außer Liebe und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts herein kann.“ Er beschäftigte sich weiter mit wissenschaftlichen Untersuchungen und schrieb die Uebersetzung des niederdeutschen „Reineke Fuchs.“ (Fortsetzung folgt.)

Konrad Deubler — der Bauern-Philosoph.

Eine Skizze nach dem Leben, von Dr. A. D.-F.

(Fortsetzung.)

Nach dreizehnjährigem Wirken und Sparen auf der Hallstätter-Mühle verkaufte Deubler die letztere und erwarb sich mitten im Dorf Goisern ein großes Bauernhaus, aus dem er die von gelehrten Touristen vielbesuchte Wirthschaft und Bäckerei zur „Wartburg“ schuf. Bisher war keiner der Goiserer Wirthe ernstlich bemüht, für seine Gäste auch geistige Unterhaltung in Gestalt von Zeitungen, Unterhaltungsschriften und Büchern zu beschaffen. Deubler ergriff die Initiative und in kurzer Zeit fand der Gast zur „Wartburg“, auch wenn er als Tourist für lange Tage in dem stillen Bauerndorf eingeregnet blieb, der Lektüre genug. Ja, Deubler schaffte sogar in das obere Gesellschaftszimmer der „Wartburg“ ein Billard, gewiß das erste, welches seit dem Bestand von Goisern in dem schlichten Bergdorf zu sehen war.

Mittlerweile wuchs auch sein Bücherschatz heran und Hand in Hand damit auch die Geistesbildung des urwüchsigen Gebirgssohnes. Im dreiundzwanzigsten Jahre seines Lebens kamen ihm Bishoff's „Stunden der Andacht“ in die Hände, die ihn derart begeisterten, daß er im Jahre 1844 — damals noch in Hallstatt wohnend — eigenhändig an Bishoffe zu schreiben unternahm, obgleich er sich seiner mangelhaften und hiezu kaum zureichenden Schulbildung nur zu sehr bewußt war. Der Brief, den wir hier im Wortlaut, und mit buchstäblicher Beibehaltung der orthographischen Fehler mittheilen, bedarf keines Kommentars; er lautet:

Schüchtern, obgleich voll Vertrauen auf Ihre edle Denkungsart, ergreife ich die Feder zu gegenwärtigen Schreiben.

Ich bin ein ehrlicher Bergmann, der seine freien Stunden immer einer guten Herz und Geist bildeten Lektüre gewidmet hat, und noch widmet. Liebe zu den Wissenschaften hater der Schöpfer in meine Seele gehaucht, aber meine Väter waren Arm, und ich mußte froh sein, daß ich bei dem k. k. Salzbergwerke als Arbeiter aufgenommen wurde. Doch, die Vorsehung waltete über mich; gute Menschen gaben mir (freilich erst spät, in meinem dreiundzwanzigsten Jahre) die Stunden der Andacht zu lesen. Unser Pastor, ein Verehrer von Stillings's Schriften, sah gar nicht gerne, und warnte mich vor diesen freigeistlichen Büchern (wie er es nannte) allein ich ließ mich nicht abreden. Später kaufte ich mir Ihre Ausgewählten Novellen und Dichtungen, wo die Geschichte von Alamontade, einen Freund von mir die verlorene Ruhe und den Glauben an Gott wieder gab, den größten Segen aber brachte in meine Gegend, das Buch, die Brantweinpest! mehrere hundert Exemplar wurden gekauft. Meine Verehrung und meinen Dank Edler Menschenfreund! Ihr Streben die Menschheit, Glücklicher und Besser zu machen, war nicht erfolglos gewesen. Meine Achtung gegen Sie, wurde bey der Durchlesung Ihrer Selbstschau immer mehr gesteigert, so daß ich beschloß Ihnen meinen aufrichtigen Dank mit meinen schlechten Schreiben zu bezeugen, mit der Bitte, mir auf diesen Brief zu antworten. Damit in Ihrem Brief ein Angedenken hätte, ein Andenken von einem Manne den ich so sehr Achte und Liebe. Scheint Ihnen meine Bitte etwas auffalend — zudringlich? — O, so Verzeihen Sie gütigst einem armen Bergmann

der Sie über alles Liebt, und Ihnen vielleicht noch jenseits des Grabes für Ihre Güte danken wird. Ja, Ehrwürdiger! um die Veruhigung so vieler tausend Menschen hochverdienter Mann! gewähren Sie mir gütigst meine Bitte, und seien Sie versichert, daß Sie es keinem Unwürdigen thun.

„Wer nicht fürchtet, nicht host, nur der ist glücklich“ sagt Klopstock. Darum will auch ich ruhig Erwarten, was Sie gütigst beschließen werden. Auf jeden Fall bin und bleibe ich mit ungeheuchelter Hochachtung und Dankbarkeit

Ihr ergebenster

Konrad Deubler

Den 27. July 1844.

Bergmann in Oberöstreich
Markt Hallstadt, nächst Jischl.

Mit diesem Brief beginnt die in ihrer Art wohl einzige Korrespondenz, die ihre Fäden von der Hütte des robusten Bergjohannes ausstrahlend bis zu den einsamen Geisteswerkstätten der Gelehrten und Schriftsteller der letzten Jahrzehnte ausspannte. Bischoffe zögerte nicht, auf den naiven Brief in höchst menschenfreundlicher Weise zu antworten. Wir entnehmen seiner Erwiderung folgende Schlussstelle: „Aber, wahrlich wegen des Guten, welches ich Ihnen und Ihrem Freunde geleistet haben soll, verdiene ich keinen Dank. — — Mir gehört nur der gute Wille, Ihnen das gute Vollbringen, durch welches Sie das höchste Gut auf Erden, Seelenruhe, Gleichmuth im Wechsel der Zustände und Bewußtsein, nach Kräften nützlich geworden zu sein für Freund und Feind, erringen werden. Mögen Sie dieses wahren Glückes lange und ununterbrochen genießen, denn es ist das einzige, welches wir mit vollem Recht unser selbsterworbenes, bleibendes Eigentum nennen können. — Leben Sie wohl und glauben Sie, daß ich Sie aus Ihrem Brief hochschätzen gelernt habe und recht aufrichtig bin

Ihr ergebener

Heinrich Bischoffe.“

Die vierziger Jahre brachten bekanntlich mancherlei geistige und politische Stürme. Deubler, der durch die Lektüre verschiedenster Werke immer mehr und mehr zu den spezifisch-religiösen und philosophischen Hauptfragen hinübergedrängt wurde, hatte ein wachsam Auge auf all die Vorkommnisse, welche geeignet sein würden, auch ihm, dem unersättlich Forschenden auf diese und jene der letzten großen Fragen Antwort zu geben. So vernahm er denn auch Mitte der vierziger Jahre von dem heftigen Kampf, der draußen im protestantischen Deutschland zwischen einem David Friedr. Strauß und seinen Gegnern immer noch fortwüthete. Deubler hörte davon, daß der Tübinger Repetent schon im Jahre 1835 ein „Leben Jesu“ geschrieben habe, das dem Verfasser den Verlust der Repetentenstelle eintrug, aber auch Anlaß geworden, daß David Strauß 1839 von der Züricher Regierung zum Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte an der dortigen Universität ernannt wurde. Deubler hörte des ferneren, daß Strauß wegen seines „Leben Jesu“ niemals den Lehrstuhl an der Hochschule Zürich betreten konnte, daß die schwarze Reaktion unter der Anführung einiger orthodoxen Pfaffen und Mäuler nicht nur die Pensionierung des eben ernannten neuen Theologie-Professors, sondern auch — über der Blutlache geflossenen Bürgerblutes hinweg — die freisinnige Regierung von Zürich, diese Verehrerin des „lekerischen“ Strauß, zur Abdankung nöthigte. Das Buch von Strauß erschien nichts destoweniger im Jahre 1840 in vierter Auflage, und immer weiter hinaus kräuselten die Wellen des angefachten Geisteskampfes, so zwar, daß Deubler sich nicht mehr zu halten vermochte, sondern selbst in die Geheimnisse eindringen wollte, die die geistlichen Herren so gerne hinter den Kulissen, abseits vom Blicke des gemeinen Volkes, geordnet haben würden. Deubler wollte die gelehrte Kritik der historischen Grundlagen des Evangeliums selber kennen lernen. Das Straußsche Buch, das ja vom Verfasser nur für gelehrte Theologen geschrieben wurde, wurde vom Bauer gekauft und in das einsame Bergthal des Salzammergutes getragen. „Unverdorben und gewohnt, vor keiner Arbeit zurückzuschrecken, hatte er sich in den späten Abendstunden nach schwerer Tagesarbeit daran gemacht, in das „Leben Jesu“ in seiner ersten Gestalt einzudringen. Bald aber war er inne geworden, daß der Zugang zum Verständniß hier für ihn durch Felsstücke verannest war, die auch das redlichste Bemühen nicht zu beseitigen vermochte, und dieser Umstand wurde die Veranlassung eines brieflichen, an den Verfasser des „Lebens Jesu“ gerichteten Anfrages, „warum er denn bei seiner Arbeit so wenig das Volk berücksichtigte habe.“

Es ist bekannt, daß David Strauß alles andere eher, als eine demokratische Ader in sich verspürte. Freilich waren auch seine Lebensschicksale derart, daß ein Groll gegenüber dem ihm so übel mißspielenden Volk bei ihm sich dauernd niederlassen mußte. Strauß war von Natur aus aristokratischer Gesinnung und er blieb es bis an sein Ende, wie ja die „Politik“ im „alten und neuen Glauben“ es mehr als genügend zeigt. Wie kam es nun aber, trotz dieser wenig volksfreundlichen Gesinnung, daß David Strauß sich herbeiließ, ein „Leben Jesu für das deutsche Volk“ zu bearbeiten und schließlich — am Ende seiner schriftstellerischen Laufbahn, die Quintessenz seines geistigen Schaffens, das Werk vom „alten und neuen Glauben“, auch wieder dem ganzen Volk vor die Füße zu legen? Die Erklärung dieses scheinbaren Widerspruches zwischen Gesinnung und Handlung liegt sehr nahe. Strauß hatte durch sein „Leben Jesu“ erster Ausgabe, das ja nur für Theologen bestimmt war, „den Kanzeln gepredigt und sie leer gefunden; seine Rede und Beweisführung, die die Fachgenossen überzeugen und auf andere Wege leiten sollten, hatte er in den allermeisten Fällen an taube Ohren und widerwillige Herzen verschwendet! Das empfand er bitter; während ihn seine Freunde, denen er das Herzblut seiner Gedanken darbrachte, verlassen und schnöde verstießen, nahm ihn — den Verstoßenen und Einsamen — das Volk mit offenen Armen auf. Deublers Brief an Strauß war die Stimme aus Volksmunde und Strauß hat diese Stimme verstanden und ist ihr gefolgt. Wir geben seine Antwort auf Deublers Brief:

Werther Herr!

Da ich diesen Sommer längere Zeit auf Reisen war, so kam mir Ihr freundliches Schreiben erst jetzt zu, und ich beantworte es um so schneller, je mehr mir daran liegt, Sie nicht länger in dem Glauben zu lassen, als fehlte es mir am guten Willen, eine so wohlgemeinte Zuschrift, wie die Ihrige, zu beantworten. Eine befreundete Stimme aus ihren Bergen zu vernehmen, hat mir große Freude gemacht; Ihr Stand und Ihr Bildungsgang, die Mühe, die es Sie gekostet haben muß, sich soweit durchzuarbeiten, gibt Ihren errungenen Ueberzeugungen doppelten Werth und Ihr Brief ist mir ein erfreulicheres Zeichen der Zeit und der Früchte meines Wirkens, als es die zustimmende Aeußerung eines Theologen sein könnte. Freilich, gerade eine solche Aeußerung, wie die Ihrige, zu verdienen, muß ich mir gestehen, sehr wenig gethan zu haben, und Ihr Vorwurf, daß wir Männer des Fortschritts unter den Gelehrten das Volk zu wenig berücksichtigen, ist wenigstens gegen mich ganz gerecht. Nur müssen wir bedenken, daß es damals, als ich mein Leben Jesu schrieb, noch ganz anders bei uns aussah. Hätte ich es populär geschrieben, so wäre es gewiß verboten worden, nur unter dem Schutze seiner gelehrten Form konnte es sich ungestört verbreiten. Und auch ich selbst hätte mir damals ein Gewissen daraus gemacht, ein solches Buch unter das Volk zu werfen; unter dem Volke waren damals noch keine Zeichen eines Bedürfnisses nach solcher Aufklärung zu bemerken, am wenigsten bei uns in Württemberg, wo freilich noch jetzt jenes Bedürfnis nicht erwacht ist; ich, als Theologe, hatte es empfunden und befriedigt; meine theologischen Freunde, das wußte ich, empfanden es auch, so war mein Plan, durch Aufklärung der Theologen allmählich auch das Volk zu reinere Religionsbegriffen zu führen. Allein ich hatte falsch gerechnet, und es sollte gerade umgekehrt gehen. Die Theologen in Masse verschmähten, was ich und andere Gleichgesinnte ihnen boten, weil sie für die Existenz als Geistliche fürchteten, dagegen wandte sich das Volk — im Deutschkatholizismus, in den Vereinen der protestantischen Lichtfreunde u. — der neuen Richtung zu, und wenn ja das Unternehmen einer Kirchenreinigung in Deutschland gelingen wird, so wird dies nur trotz der, nicht durch die Theologen geschehen. Diese stehen jetzt zu dem, was uns geistig noth thut, gerade so wie die Juden zur Zeit des Apostels Paulus: ihnen bot er das neue Heil zuerst, aber weil sie es verschmähten, wendete er sich zu den Heiden: so muß, wer jetzt Licht bringen will, die Theologen stehen lassen, und sich an das Volk wenden, das ebenso empfänglich ist, wie jene verstockt sind. So würde auch ich es halten, wenn ich heute zu schreiben hätte; allein ich hatte es vor zehn und sechs Jahren zu schreiben, und jetzt sind andere da, die fürs Volk besser zu schreiben wissen, als ich, und so kann ichs denen überlassen.

Sie wünschen fernere Schriften von mir kennen zu lernen,

die einzige, die es vielleicht der Mühe werth ist, noch zu lesen, ist ein kleines Fest, betitelt: Friedliche Blätter, das ich Ihnen beilegen will, wenn — wonach ich mich erst erkundigen muß — dergleichen per Post dort passiren kann.

Mit dem herzlichsten Wunsch, daß diese Zeilen Sie wohl und gesund antreffen mögen, bin ich

Ihr ergebenster

Ludwigsburg, 8. Septbr. 1846.

D. F. Strauß.

Auch dieser Brief bedarf keines weitausläufigen Kommentars. Strauß selbst gestand zu, daß er sich in jenen verrechnet hatte, an die seine erste Bearbeitung des „Leben Jesu“ adressirt war; er gestand, daß er erst in zweiter Linie an das Volk dachte. Und dennoch hatte ihn dieses Volk eher gefunden, als er es suchte. Auch hier fiel das geistige Erbtheil nicht denen zu, die dem Erblasser am nächsten standen, sondern den ferneren und diese fernerstehenden — das Volk, in dessen Namen Deubler, der schlichte Bauer, zum gelehrten Theologen sprach — das Volk hat, wie Duboc ganz richtig bemerkt, die Eroberung eben dieses Theologen gemacht. — Allerdings ist David Strauß erst mehrere Jahre nachher zur Ausführung des Deublerschen Gedankens geschritten; erst als Renan's leichtere Arbeit über das gleiche Thema die Gemüther zu erregen begann, erst dann ließ Strauß sein „Leben Jesu, für das deutsche Volk bearbeitet“ erscheinen.

Mittlerweile brachen über Deubler die härtesten Prüfungen herein.

Er hatte sich im Dorf Gaisern durch seine rationelle Oekonomie als Wirth zur „Wartburg“, durch seine biedere Grabheit und sein aufrichtiges Handeln nicht allein zum angesehenen Manne, sondern auch zum hablichen Bürger emporgearbeitet. Eigene Kinder waren ihm nicht beschieden, was erworben wurde, das war somit die Frucht seiner Arbeit und das Produkt des Sparleißes seiner treuen und klugen Lebensgefährtin. Deubler vergaß nie an seinem geistigen Fortschritt zu arbeiten. Auf seinen kleineren und größeren Wanderungen, die ihn bald über die Berge der Steyermark nach Triest, an die blaue Adria und nach der Dogen-Stadt der venetianischen Lagunen, bald hinaus in deutsche und deutschösterreichische Städte und Länder führten, stöberte er zuweilen in den antiquarischen Buchhandlungen nach diesem und jenem Kleinod, das er sich früher als „wünschenswerth“ notirt hatte und doch aus nächster Nähe sich nicht zu kaufen getraute. Man erinnere sich nur daran, daß zu Ende der vierziger und noch in den fünfziger Jahren keineswegs jenes Maß von Glaubens-, Gewissens- und Pressfreiheit in Oesterreich zu Hause war, wie dies heutzutage der Fall ist. Damals gab es im deutschen Buchhandel zahlreiche „Novitäten“, die kurz nach ihrem Erscheinen in österreichischen Ländern sofort verboten wurden und gar manches, was nicht verboten ward, brachte den Besitzer gelegentlich in den Verdacht der Kezerei, oder in den Geruch der Vaterlandslosigkeit. Wer jedoch Deubler persönlich kannte oder kennt, der fand in ihm jederzeit einen treuen Sohn seiner bergigen Heimath, der sein Vaterland über alles liebt, nicht minder aber eine unbegrenzte Liebe zur Wissenschaft und Wahrheit in sich trägt. Darum kam er bei dem Geistlichen seines Heimathsdorfes alsbald in den Geruch eines gefährlichen Freidenkers; denn sie wußten, daß er jeder Pfafferei als abgejagter Feind gegenüberstand; sie wußten, daß der schlichte Bauer in seinem unersättlichem Wissensdrang nach und nach zu größerem und werthvollerm Wissen und Erkennen gelangt war, als solches ihnen, den „geistlichen Herren“ selbst, zur Verfügung stand. Auch mochten sie gelegentlich wahrnehmen, daß mancher Bergmann und Bauer, der mit dem klugen Wirth zur „Wartburg“ in Fühlung stand, allmählich seltener in der Kirche zu sehen war, und wie sollte man ein braver Mann sein können, „wenn man die Predigt schwänzt und die Mess, nichts thut, als in den Weinhäusern liegen?“ Es sei hier bemerkt, daß Gaisern allerdings zum größten Theil von Protestanten bewohnt ist, daß aber trotzdem auch eine katholische Kirchgemeinde dortselbst ihre Kirche und ihren Pfarrer unterhält. Die Katholiken jener Gegend bewohnen hauptsächlich die Schattenseite des Traunthales, während die Protestanten an den sonnigen Abhängen auf dem rechten Traunufer angesiedelt sind und dort besser gedeihen, als jene ersteren. Deubler — als Protestant — war daher nicht bloß der katholischen Pfarregeistlichkeit, sondern — weil Freidenker — auch dem protestantischen Seelsorger ein Dorn im Auge. Dazu kam noch, daß anfangs der fünfziger Jahre die sehr fromme und gottesfürchtige Erzherzogin Sophie, die Mutter des jetzigen Kaisers von Oesterreich, häufig nach Ischl kam und dort — in

der Nachbarschaft Deublers — sich stets nach dem geistigen Befinden der katholischen Bewohner des Salzkammergutes erkundigte. Die Berichte der katholischen Geistlichkeit müssen mehr und mehr ungünstig gelautet haben; ja es sprechen mancherlei Indicien dafür, daß die fromme Frau sogar von protestantischer Seite sich gewisse Aufschlüsse erbat, um über den gefährlichen Bürger und Gottesleugner zur „Wartburg“ in Gaisern ins reine zu kommen.

Der gute Deubler ahnte nicht, daß sich über seinem Haupte ein Ungewitter zusammenzog, als er an einem schönen Frühlingstag des Jahres 1853 von Hause fortging, während kurz hernach die greise Erzherzogin Sophie selbst mit einem Kriminalbeamten zur „Wartburg“ in Gaisern einkehrte. Der Herr des Hauses war abwesend, man erkundigte sich bei Frau Deubler nach den Büchern, die ihr Ehegemahl besitzen sollte; man wünschte diese Bücher zu sehen und fand sie in einem geschlossenen Glasschränke, so zwar, daß bei manchen der Rückentitel von außen nicht zu sehen war, weil der Inhaber der Bibliothek allzu indiscreten Blicken einen Kiesel vorgeschoben hatte, indem er die Bücher mit der Rückenseite gegen die Wand stellte. Das war nun allerdings für die erlauchte Besucherin und den Herrn Untersuchungsbeamten zu sehr herausfordernd. Frau Deubler mußte den Bücherkasten öffnen; man durchstöberte den Inhalt der ziemlich profanen Bibliothek und notirte die „gefährlichsten“ Sachen; denn es fanden sich etliche, die weit herum in österreichischen Ländern zu lesen verboten waren.

Kurz nach dem Abschied der hohen Dame ward der zurückgekehrte Deubler verhaftet, für einige Tage in's Bezirksgefängniß nach Ischl gebracht und später nach Graz in Untersuchungshaft abgeführt, wo er mit elf andern „politischen Verbrechern“ (darunter eine Frau Steinbrecher, Mutter des nachmaligen Bürgermeisters von Gaisern) den Prozeß erwartete. Deublers Bibliothek wurde konfisziert und am 6. Juni 1854, also nach 14 1/2 monatlicher Untersuchungshaft, vernahm Deubler vor dem Landesgericht in Graz die gegen ihn gerichtete Anklage. Den betreffenden Gerichtsakten entnehmen wir manches Interessante über die angeklagte Persönlichkeit und jene, die als Zeugen angerufen und gegen Deubler vernommen wurden. Die lehrreichsten diesbezüglichen Stellen der Anklageschrift lauten wörtlich:

„Ad Konrad Deubler, aus Gaisern im Bezirk Hallstadt gebürtig, 39 Jahre alt, evangelischer Konfession, verheirathet, seit 1849 Wirth in Gaisern, früher Müller in Hallstadt. Ungeachtet er für die in Gaisern um 3000 Gulden erkaufte Realität noch fl. 2000 schuldet, so machte er doch einen bedeutenden Aufwand; er reiste im Jahr 1839 nach Triest und Verona und über Salzburg zurück; im Jahre 1842 nach Dresden, um angeblich den Maler Kummer zu besuchen, im Monat Oktober 1848 nach Wien; im Jahr 1852 hatte er vor, nach Dresden und Hamburg zu reisen. Er behauptet, zuhause sparsam gelebt und die Reisekosten als Führer der das Salzkammergut besuchenden Fremden und durch den Verkauf von Herbarien und Steinammlungen an dieselben verdient zu haben. Da er von dem Professor Simoni in der Botanik den Unterricht erhalten hatte, und da er als Fremdenführer beliebt war, so sei er dadurch mit David Strauß, dem Dichter Leopold Schäffer, dem preussischen Justizrath Bemwiz, Sichelke, Heine, Saphir, Palaczky, Prediger Steinacker bekannt geworden und in Korrespondenz gewesen. Er habe von den genannten Reisenden manche Bücher, viele Zeitschriften, Plakate und Porträts zum Geschenk erhalten, viele Bücher aber auch selbst aus Gmunden, Linz und Krems bezogen; mit Pastor Sattler, Sattinger, Jakob Walkner und dem Auswanderer Klein Bücher vertauscht und einen Theil der Bücher vom Vater geerbt. Die Bücher religiösen und politischen Inhalts habe er theils aus Neugierde gekauft, theils von den Fremden und Auswanderern zum Geschenk erhalten, und sie auch an andere zum Lesen gegeben. Nach den Aussagen des Buchberger, Wallmann, Forstl, Löder, Sattler, Hinterer, Sattinger und Simoni (Prof. in Wien) habe Konrad Deubler schon vor dem Jahr 1848 in religiöser Beziehung als Naturalist und in politischer Beziehung als Republikaner sich geäußert, und sein Tagebuch ist ein getreuer Spiegel seiner atheistischen und revolutionären Gesinnungen, sowie sein Verkehr mit Gleichgesinnten. Nach dem Leumundzeugnisse des Pfarramtes und Postamtes von Gaisern ist Konrad Deubler frivol und ultraradikal gesinnt und sein Haus der Versammlungs-ort von Unzufriedenen.“

Unter den erschwerenden Indizien aus dem Zeugenverhör gegen Deubler werden namentlich folgende Punkte stark betont:

- 1) Außerte sich Deubler über die amerikanischen Zustände, als über diejenigen eines republikanischen Staates, günstig.
- 2) Trug er eine kurze, leberne Hose, hohe Bundschuhe, grüne Strümpfe und einen runden „Demokratenhut“, — „obwohl seine Verhältnisse ihm gestatteten, sich angemessener zu kleiden“.
- 3) War er „eingeständenermaßen“ Abonnent des „Urchristenthums“.
- 4) („besonders verdächtiger Umstand“) Brannte „erwiesenermaßen“ oft die ganze Nacht hindurch in seinem Zimmer Licht.

Die Anklage gegen Deubler lautete a) auf Hochverrath und b) auf „Verbrechen der Religionsstörung“. Ihr Wortlaut ist folgender:

- a) „Daß er von republikanischen Gesinnungen und Plänen durchdrungen, die Zwecke der Demokratie und Revolution im Salzammergut dadurch zu fördern sich bestrebe, daß er es sich zum Geschäft machte, Bücher destruktiven Inhalts zu verbreiten, die Leser zum Haß und zur Verachtung gegen die bestehende staatliche Ordnung aufzuwiegeln, den Verkehr unter den verführten Gesinnungsgenossen zu vermitteln, Landleute um sich zu versammeln und seinen Anhang mittels öffentlich und vor mehreren vorgebrachten Reden, durch gehässige Schilderung der österreichischen Zustände zur Verbreitung der Unzufriedenheit und zur Werbung von Anhängern der republikanischen Verfassung zu benutzen und so die Empörung im Innern des Staates, zum Behufe der Einführung der Republik in Oesterreich, vorzüglich vorzubereiten, und daß er dadurch nach § 58

St. G. B. lit. b und c das nach § 59b St. G. strafbare Verbrechen des Hochverrathes begangen habe.

- b) „Daß er durch öffentlich und vor mehreren vorgebrachte Reden: Christus sei kein Gott, sondern nur ein gewöhnlicher Mensch gewesen, und sei nicht vom Tode auferstanden, Gott gelästert; daß er auf dieselbe Weise durch Parodirung der Frohnleichnamsprozession, durch verächtliche Darstellung des Priesterstandes und der Religionsgebräuche der Religion öffentlich Verachtung bezeigt, daß er auf dieselbe Weise und durch Verbreitung von Büchern und Zeitschriften deutsch-katholischen und irreligiösen Inhalts der christlichen Religion widerstrebende Irrlehren auszutreiben und Unglauben zu verbreiten sich bemüht habe, und daß er dadurch nach § 122, lit. a, c, d St. G. B. das Verbrechen der Religionsstörung begangen habe, womit öffentliches Aergerniß gegeben wurde, Verführung erfolgte und gemeine Gefahr mit großer Bosheit des Thäters verbunden gewesen ist, strafbar nach § 123.“

Wie wenig all' diese Anklagen begründet waren, erhellt am besten aus dem Wahrspruch des Landesgerichts zu Graz, welches den Wirth zur „Wartburg“ sammt seinen elf Genossen freisprach. Der damalige Staatsanwalt Ritter von Waser legte jedoch beim Kassationshof Nichtigkeitsbeschwerde ein, und hierauf erfolgte die Verurtheilung der verschiedenen Angeklagten. Einer derselben starb schon während der Untersuchungshaft, andere wurden zu mehrjährigem, ja bis zu zehn Jahren Kerker verurtheilt. Konrad Deubler erhielt „zwei Jahre schweren Kerkers und nachherige Internirung auf unbestimmte Zeit“.

(Fortsetzung folgt.)

Reformen in Japan.

Seit wenigen Jahren klingt aus dem fernsten Osten, aus dem den Europäern am spätesten bekannt gewordenen ostasiatischen Inselreiche Japan (Nippon oder Jipango genannt) eine Kunde herüber, die desto märchenhafter erscheint, je weniger sie wirklich ein Märchen ist. Japan wandelt sich um zu einem modernen Kulturstaat. Im vollen Widerspruch mit dem hergebrachten Wesen der asiatischen Staaten, deren Streben grade auf die strengste Erhaltung des Uralters gerichtet war, bricht Japan mit den angestammten Sitten und Gewohnheiten und wird modern. Es will ein Land werden wie Deutschland, England, Frankreich; es legt seine phantastischen Kleider ab, um in unseren nüchternen Frack zu schlüpfen, rasirt den Kopf, um sich auf den Kopf unsere Filzöhre, die Cylinder, zu stülpen; es gründet Schulen, Akademien, Universitäten, wie es die unsrigen sind, und damit die Schattenseite unsrer Kultur nicht fehle, reorganisiert es seine Heere auf der Basis der Bündnadeln und Hinterlader. Dieser Umschwung geht so schnell vor sich, daß er auch manche faule Frucht zeitigt. Fünfhundert Studenten, ja sogar auch Studentinnen, werden jährlich auf Staatskosten ins Ausland geschickt, welche mit der dem Mongolen eigenthümlichen schnellen Auffassung große Fortschritte in den Naturwissenschaften machen. Daß sie auch im Kneipen und Tabakrauchen gleichen Schritt mit unserm Bruder Studio halten, gehört wohl zum Comment. Japanesische Gesandtschaften besuchen die Höfe und nehmen unter Leitung von Fachleuten und Dolmetschern Kenntniß von allen Einrichtungen abendländischer Kultur. Sie erscheinen in den Parlamenten, wohnen Gerichtsverhandlungen bei, besuchen Gefängnisse, lassen sich über Verlehrseinrichtungen unterweisen und machen massenhafte Bestellungen in unsern Fabriken und Kaufläden. Man glaube aber ja nicht, daß ihre Industrie von der unsrigen nach allen Richtungen überflügelt ist. Die letzten vier Weltausstellungen in Paris, London, Wien und Philadelphia haben den Beweis geliefert, daß wir hinsichtlich der Pierlichkeit ihrer Galanteriewaaren noch manches von den Japanesen lernen können. In der Ausnutzung des Bodens, namentlich aber in seiner Verzierung, im Gartenbau, sind die Japanesen unerreichte Meister. Ihre Gärten sind von der feenhaftesten Einbildung geschaffene Anlagen, und dieser friedliche Umstand allein möchte in Verbindung mit der angeborenen mannhafteu Sinnesart genügen, um den Japanesen zum Reformator asiatischer Zustände vom Schicksal vorherbestimmt erscheinen zu lassen. Wie im 18. Jahrhundert in Rußland, so ging im 19. Jahrhundert in Japan die Reform von oben aus. Der vom Mikado, dem Regenten von Japan, ausgestreute Kulturame fand aber in Japans Volksschichten willigeren Boden, wie einst in Rußland, denn auf die 33 300 675 Einwohner kommen 53760 Elementarschulen. Nach Durchführung des 1872 beschlossenen und in Vollzug gesetzten Schulplans wird das 7315 Quadratmeilen umfassende Inselreich in acht große Schulbezirke getheilt, von welchen jeder eine Art Hochschule und 32 Mittelschulen erhalten soll. Daneben werden 210 höhere Fachschulen eingerichtet. Die Großen des Reichs schicken ihre Kinder nach Europa und Nordamerika, um sie zu Lehrern auszubilden zu lassen (Wehnliches kommt bei uns nicht vor), damit sie die ausländischen Lehrer der Hochschulen ersetzen. Alle Schulen werden

zu gleichen Theilen von Knaben und Mädchen besucht. Das Zeitungslesen ist dem Japanesen zum Bedürfnis geworden; 1874 erschienen 34 Zeitungen in japanesischer Sprache, die kaiserliche Post beförderte davon 2 564 000 Stüd. Trotz der obenangeführten außerordentlichen Ausdehnung Japans ist der Personen- und Lastenverkehr ein sehr lebhafter, und es leuchtet ein, daß unsere Dampfbeförderungsmittel in dieser Hinsicht dem Beherrscher des Landes, dessen vernünftige Ansichten den Bruch mit dem traditionellen Schlandrian so energisch durchzusetzen wußten, vor allem begehrenswerth erscheinen mußten. Aber auch damit ist der erste Schritt gethan. Zwischen Schinagawa (Hafenort von Jeddo) und Yokohama (der Hauptstadt der Insel Nipon) wurde am 12. Juni 1872 die erste Eisenbahn zum höchsten Erstaunen des Volkes der Öffentlichkeit übergeben. Wie einst bei uns den Mitfahrenden auf dem ersten Zuge angeichts der ungewohnten Schnelligkeit ängstlich zu Muth geworden ist, so mag es auch dort der Fall gewesen sein, denn der Zug war nur mäßig besetzt. In vier Minuten war Kanagawa erreicht, dann durcheilte man die Baddfelder, stationirte in Thuruma und Kawasaki, passirte die Logobrücke und kam nach 34 Minuten der ganzen Tourzeit in Schinagawa an. Der Premierminister Sanjol war von dieser Einweihungsfeierlichkeit sonderbarerweise ausgeschlossen — aber durch eigne Schuld; er war zu spät gekommen, aber doch höflich genug, auf den nächsten Zug zu warten.

Das Innere der Wagen ist wie in den amerikanischen und europäischen Omnibus eingerichtet; die Sitze laufen längs den Seiten, die Wagen erster Klasse sind in drei Coupés eingetheilt. Jedenfalls dürften die Japanesen bald ausschließlich die neue Reiseart mit ihrer älteren in den unbequemen Dschirikki-Schas vertauschen. Mit der Eisenbahn zugleich wird sich auch den Fremden endlich das ganze Land erschließen, welches bisher nur in gewissen Theilen und nach besonderer Erlaubniß besucht werden durfte.

So geht Japan mit einer Reform nach der andern vor, und merkwürdigerweise sind die Priester ihre eifrigsten Bahnbrecher, weil sie der schlaue Mikado dafür zu interessiren wußte. Ein Regierungsdekret vom Jahre 1873 entlastet die Geistlichen aller japanischen Tempel von dem Gelübde der Ehelosigkeit, Armuth und Nüchternheit, und hebt die Ordensregel in Betreff der Klosterkleidung auf. Diese Maßregel hat 72000 Finstertinge zu ebenso vielen Aufklärungsaposteln gemacht.

Der Hauptgewinn der Neuerungen ist aber die Gleichberechtigung der Frauen, welche bisher weniger Werth wie das Vieh hatten.

Wir dürfen aber bei den vielseitigen Reformen nicht übersehen, daß der Fortschritt größer scheint, als er in Wirklichkeit ist; das Verstandniß für die neuen Lebensgrundsätze, welches sich das Volk auf Befehl der Regierung aneignen soll, ist noch nicht allseitig und kann in der kurzen Zeit unmöglich alle Schichten ergriffen haben. Im Innern des Landes kennt das Volk die Fremden nicht, denen es für Wohlthaten und neue Eindrücke danken soll; es fühlt dagegen, seit diese dort handeln dürfen, den Steuerdruck stärker. Die unentbehrlichen Lebensmittel werden theurer, seit ein großer Theil ausgeführt wird; die zahlreichen, sozial noch immer hochgestellte Klasse des Militär- und Hofdienstadels, der Samurai, verlor ihr gesichertes Einkommen, sieht sich zurückgedrängt durch die eingewanderten Fremden, sieht sich zurück-

gewiesen von den gewohnten Wegen zu Wohlstand und Ruhm, und kämpft unter Entbehrungen und großen Anstrengungen um die Befreiung ihrer Existenz. Der Staatshaushalt ist mit hohen Abfindungssummen belastet, deren Gewicht erst in späteren Zeiten geringer wird, wenn die schwierigen Krisen des Uebergangs aus mittelalterlicher Kleinstaaterie zu einem großen geeinigten Staatswesen glücklich überwunden sind, d. h. wenn nicht bis dahin Japan, wie so manche andern asiatischen Länder, ein Theilungsobjekt der großen seefahrenden Nationen wird.

Dr. W. T.

Die schwarze Margreth.

Kennst du die Trümmer der schwarzen Burg?*)
Wind und Wetter heulen hindurch,
Stand einst so hoch mit ragender Zinn',
Als Restwins Tochter hauste darin,
Die schwarze Margreth.

Nie zog eines Mannes unbändige Kraft
Zur Jagd in so rasender Leidenschaft,
Mit so grimmiger Eier und wildem Sinn,
Wie die pommerellische Jägerin,
Die schwarze Margreth.

Hörst du die Hörner, das Hundegeheul?
Es gilt dem Hirsch; in rasender Eil'
Fliegt hinter ihm her der wendische Troß,
Und es stürmt voran auf dem Lieblingsroß
Die schwarze Margreth,

Und preßt in die Weichen den treibenden Sporn,
Und durch Wiesen geht's und des Bauers Korn
Ueber Gräben hinweg, in die Büsche hinein;
Es holten die andern sie nimmer ein,
Die schwarze Margreth.

Lang hängt die Zunge und blutig roth
Dem Hirsch in verzweifelter Todesnoth;
Ihm zittern die Knie, wie er vorwärts schoß,
Und näher und näher schäumt das Roß
Der schwarzen Margreth.

Fernab von der Burg, im Waldesgrund
Am Bach hat sie ihn erreicht jeztund.
Laut stöhnt der Hirsch durch den düstern Tann,
Und als fliehet er sie um Erbarmen an,
Die schwarze Margreth —

So zuckte vor Weh das große Aug'
Des gehekten Thiers, unter leuchtendem Hauch
Sant das Geweih und es brachen die Knie; —
Noch ergöhte so graufiger Anblick nie
Die schwarze Margreth.

Von fernher tönet der Höner Klang,
Und der Hirsch, er röchelte wild und bang,
Wie er höret der gierigen Meute Rahn;
Nicht will er den Gnabenstoß empfan
Der schwarzen Margreth,

Und vom Boden noch einmal im Todeskrampf,
Schnell er empor zum Radelkampf,
Und es lehrt sich das wilde, entsehlische Spiel:
Hoch schlug das Roß, und die Reiterin fiel,
Die schwarze Margreth.

Wohl heulten die Hunde im düstern Wald,
Wohl bebte der Grund von des Falles Gewalt,
Es rauchten die Tannen drüber hin,
Todt lag das Wild und die Jägerin,
Die schwarze Margreth.

Alljährlich nachts in dem Tannenschlag,
Wo zur Leba rieselt der Simmelsbach,
Hörst du es krachen, dumpf tönt ein Geheul;
Dort jagt sich zu Tode nächtlicher Weil'
Die schwarze Margreth.

Leopold Jacob.

*) Belgard in Pommern.

Hermann Salza, Hochmeister des Deutschen Ritterordens.
(Bild S. 112). Unser Bild stellt einen Krieger und Staatsmann in der Mönchskutte, den berühmtesten Hochmeister des deutschen Ritterordens, Hermann von Salza, vor. Wie dieser „Pionier des Ostens“, der die Civilisation, oder das, was man im 12. Jahrhundert Civilisation nannte, mit Feuer und Schwert unter den heidnischen Preußen verbreitete, dazu kommt, in Sandstein gehauen, auf der neuen Weichselbrücke bei Thorn zu stehen, soll nachstehender Aufsatz des weiteren erklären. Die Kreuzzüge, welche der Menschheit viel Elend bereitet

haben, sind auch die Stiftungsurache der drei geistlichen Ritterorden, der Templer, Maltheser und Deutschherrn. Die letzteren, die jüngsten, wurden während des dritten Kreuzzuges bei der Belagerung von Akkon von Lübeckern und Bremensern als Krankenpfleger gegründet und im Jahre 1191 durch eine päpstliche Bulle als Ritterorden bestätigt. In ihnen erstand den Päpsten die Blüthe der Ecclesia militans, der streitenden Kirche. Durch das Cölibat, die Ehelosigkeit, hat man sie der Familie und dem Staat entfremdet und durch die Ordensregel der Templer, d. i. Verpflichtung zum Heidentampfe, sie zu nimmermatten Eroberern gestempelt. Das Einzige, was sie sehr vortheilhaft vor andern Orden auszeichnete, ist die freie Verfassung und Verwaltung der Ordensangelegenheiten. Der „unbedingte Gehorsam“ blieb in ihren Statuten ein todter Buchstabe. Der Hochmeister regierte mit einem Generallapitel, bestehend aus Landmeistern und Komthuren, nebst einem fünfköpfigen Beirath. Dieser Beirath setzte sich aus dem Großgebietiger (Schlagmeister), dem Marschall (Waffenmeister), dem Spittler (Krankenaufseher), dem Trappier (Kleidungsverweiser) und dem Trefler oder Säckelwart zusammen. Die Mitglieder des Ordens bestanden aus Ritterbrüdern und Priesterbrüdern. Beide Abtheilungen trugen einen weißen Mantel mit einem schwarzen Kreuz über der Hüftung oder der Kutte, während die dienenden Brüder graue Mäntel hatten. In den Hospitälern und auf den Meierhöfen wurden auch Schwestern, ja sogar Verheirathete zugelassen, wenn sie ihr Vermögen dem Orden testamentarisch vermachten. Durch diese Maßregel und die Protection der Päpste und Landesfürsten wuchs der Länderbesitz und das Baarvermögen des Ordens ins Ungeheuerliche. Ein deutschgelehrtes Ordensbuch, eine große Seltenheit in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, erzählt uns die erste That des Hochmeisters Hermann von Salza, eine Belehnungsurkunde von Kaiser Friedrich dem Zweiten, unterzeichnet 15. Februar 1211. Das Geburtsjahr dieses mittelalterlichen Diplomaten, der es zeitlebens mit dem Kaiser hielt, ohne sich mit Rom zu verfeinden, ist unbekannt. Aus dem obengenannten Ordensbuche erfahren wir, daß er am 19. März 1239 zu Barletta in Apulien (Italien) starb. Während der zwei Menschenalter, die er an der Spitze des Ordens stand, dehnten sich die Besitzungen des Ordens am meisten aus: wir hören von Landkomthuren von Livland, Preußen, Deutschland, Oesterreich, Apulien, Sizilien, Spanien, Romanien (griechisches Kaiserreich), Armenien und Palästina. Hermann von Salza war es auch, der nach einer mißglückten Kolonisirung des Burgenlandes in Siebenbürgen, dem Landmeister Hermann Ball den Auftrag gab, mit einem Häuflein Ordensbrüder die Stadt Thorn an der Weichsel zu gründen und von hier aus die heidnischen Urbewohner Preußens zu bekämpfen und die Grenzen des Christenthums und der deutschen Civilisation nach dem Nordosten hinauszurücken. Bald erstreckte sich das Ordensgebiet bis zum Strande der Dnieper und nachdem der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen seine Residenz im Jahre 1309 nach Marienburg verlegt hatte, wurde die Bekehrung, damals gleichbedeutend mit Eroberung, von Lithauen und Livland ins Werk gesetzt. Je mehr das Ansehen des Ordens in Palästina und Griechenland sank, desto mehr erstarkte es im Nordosten Deutschlands. Nach dem Aussterben der pommerischen Herzogsfamilie (1308) wurde Pommern käuflich erworben. Die Glanzperiode des Ordens fällt in das 14. Jahrhundert. Seit der Taufe des lithauischen Großfürsten Jagiello (1386) und seiner Verheirathung mit der polnischen Erbtochter Hedwig erwuchs dem Orden der polnische Erbfeind. Mit Rom verbündet untergrub er stetig das deutschritterliche Bollwerk, bis es die Reformation vollends über den Haufen warf. Auf Martin Luthers Anrathen nahm der Hochmeister Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach (gewählt am 13. Februar 1511) die neue evangelische Lehre an und wurde von Polen am 10. April 1525 mit dem Ordensland Preußen belehnt. Der livländische Landmeister Gotthard von Kettler folgte dem gegebenen Beispiel im Jahre 1561, indem er Livland an die Krone Polen abtrat, um dafür Kurland und Semgallen als polnisches Lehen zu erhalten. Die Abtrünnigen wurden vom Kaiser in die Reichsacht erklärt und der hochmeisterlichen Würde entkleidet. Da aber niemand da war, der die Ausführung solcher Beordnungen übernommen hätte, so blieben sie damals und in der Folge erfolglos. Der Besizstand des Ordens sank von da ab allmählich bis auf 40 Quadratmeilen, seine politische Bedeutung war unwiederbringlich verloren. Die fast im ganzen Reich zerstreuten Güter des Ordens, dessen Hauptstz nach Merzenheim verlegt wurde, wurden in 12 Balleien, deren jede unter einem Landkomthur stand, vertheilt: Thüringen, Oesterreich, Hessen, Franken, Koblenz, Elsaß, Bozen, Utrecht, Alten-Winsen, Lothringen, Sachsen, Westfalen. Aber auch über diesen geschmälerten Besizstand fuhr der Schwamm der französischen Revolution hin. Im Frieden von Lunéville (9. Februar 1801) fielen alle linksrheinischen Besizungen des Ordens an Frankreich. Die Landesherren von Bayern, Württemberg und Baden annectirten zur selben Zeit das in ihren Ländern gelegene Ordensgut. Die Hoch- und Deutschmeisterwürde, zu einem Titel ohne Mittel herabgesunken, blieb laut dem Preßburger Frieden ein Erbbesizthum der österreichischen Erzherzoge. Nachdem Kaiser Napoleon am 23. April 1809 den deutschen Orden in Regensburg in allen Staaten des Rheinbundes für aufgelöst erklärt hatte, blieb derselbe nur in Oesterreich und in den Niederlanden (Ballei Utrecht) bestehen. Kaiser Ferdinand verlieh ihm am 28. Juni 1840 neue Statuten, doch erst im Jahre 1875 gab der Orden durch seine 40 Feldsanitätskolonnen ein Lebenszeichen. Die 10 Komthuren der Utrecht

Ballei haben ein durchaus protestantisches Gepräge. Vom Kaiser Napoleon im Jahre 1811 aufgehoben, wurde das morsche Institut in allerneuester Zeit wieder hergestellt. Die aristokratischen Statuten (zur Aufnahme gehören vier Ahen von zweihundertjährigem Adel) sind wohl der Todeskeim des Instituts und werden sicherlich diese lächerliche Rinnie am 700jährigen Jubiläum (1891) verhindern. Was nicht in den Organismus des Volkes eingreift, wird als entbehrlich von diesem Organismus abgestoßen.

Dr. M. T.

Karawanferai im Palmehain bei Tripolis. (Bild S. 113.)

Wenn man in den Werken der römischen Geschichtsschreiber die Nordküste Afrikas, das heutige Marokko, Algier, Tunis, Tripolis und Aegypten als die Kornkammern Roms preisen hört, um deren Besitz die furchtbaren punischen Kriege geführt wurden, so fragt man sich verwundert, was wohl die Verarmung dieser einst gegneten Länder herbeigeführt habe. Die Antwort ist einfach: der Islam, die Religion der Faulheit. Die Wucht dieser Völkermasse, welcher vor allen Dingen thätige Menschen zur Entwicklung ihrer großen Hülfquellen fehlen, wirkt erdrückend auf den Europäer, schrieb vor Jahren der deutsche Afrikareisende Vogel. Wir haben es zur Erklärung unseres Bildes diesmal nur mit Tripolis zu thun. Es ist im verwegenen Sinne des Wortes ein geographischer Begriff, der nur im Norden vom mittelländischen Meer begrenzt ist. Die westliche Gränze gegen Tunis, die südliche zur Wüste Sahara und die östliche gegen Aegypten festzustellen, fällt den türkischen Behörden, die seit 1835 durch die Vermittelung Englands das Kommando im Lande führen, nicht im Traum ein. Im Alterthum Cyrenaisla genannt, hatte die Provinz blühende Städte, darunter Cyrene und Ptolemais, deren Einwohner nach Hunderttausenden zählten. Die prachtvollen Bildwerke, welche die englischen Reisenden Borchers und Smith unter ihren Trümmern fanden, können mit denen von Palmyra und Memphis verglichen werden. Die jetzige Hauptstadt des Landes, Tripolis, unter dem 33. Grad nördlicher Breite und dem 31. Grad östlicher Länge am mittelländischen Meer gelegen, ist ein Gewirr halbverfallener Häuser mit 18,000 Einwohnern; davon sind etwa 3000 Christen und 4000 Juden, die übrigen bekennen sich zum Islam. Die Zahl der Einwohner des ganzen Landes, welches den doppelten Umfang von Deutschland hat, anzugeben, ist unmöglich, weil sie Nomaden sind. Die zweite nennenswerthe Stadt des Landes heißt Bengasi und ist trotz der herrlichen Umgebung ebenso verwahrlost als Tripolis. Beide Städte wären längst das Ziel europäischer Touristen, wenn sie eine Dampferverbindung mit der nahe unter englischer Botmäßigkeit stehenden Insel Malta hätten. Das Land hat zwar ein heißes, aber durchaus gesundes Klima; die Durchschnittstemperatur beträgt 21 Grad Wärme nach der Scala des Celsius. Alle Fruchtbäume der Mittelmeerzone, sowie Wein, Reis und Mais gedeihen im Schatten der Palmen. Daß bei dieser Ergiebigkeit des Bodens, der ohne Mühe doppelte Ernten gestattet, und bei der durch Seebrisen gemilderten Temperatur die faulen Einwohner für die innere Einrichtung ihrer Wohnstätten so viel wie gar nichts thun, ersieht man aus dem Bilde des Karawanferais im Palmehain bei Tripolis, der den nach Malta pilgernden Frommen als Nachtlager dient. Von dem grauenvollen Schmutz dieses „Gasthofes“ entwirft der Afrikareisende Gerhard Rohlfis eine drastische Schilderung, mit deren Einzelheiten wir die Geruchsnerven unserer Leser verschonen wollen. Als Verkehrswege des Mittelmeeres haben die Städte Tripolis und Bengasi eine nur geringe Bedeutung, desto wichtiger sind sie als Ausgangspunkte von Entdeckungs- und Forschungsreisen. Denham, Clapperton, Dubney, Lyon, Benchey, Barth, Richardson, Vogel, Overweg, Micher, Rohlfis, Alexandrine Tinné und Nachtigal, alle gingen von Tripolis aus, von Beermann nahm Bengasi als Ausgangspunkt. Abgesehen von den wissenschaftlichen Instrumenten und den Luxusartikeln, findet hier der Reisende alles, was er zur Expedition nach Innerafrika nöthig hat. Die Kameele sind hier billiger, als im übrigen Nordafrika, eingeborene Diener leicht zu beschaffen, Nahrungsmittel und Tauschwaaren in genügender Menge vorhanden. Als ein Zeichen der Zeit führen wir schließlich noch an, daß seit 1864 in Tripolis wöchentlich eine arabische Zeitung erscheint und seit 1870 der Telegraphendraht über Alexandria das öde Tripolis mit der Außenwelt verbindet. Im Vergleiche zu ihren vielgeplagten europäischen Berufsgenossen, führen die tripolitischen Telegraphenbeamten ein stilles, beschauliches Leben, weil es, wie uns Rohlfis erzählt, oft wochenlang nichts zu telegraphiren gibt.

Dr. M. T.

Deutschlands Bücher. Schon oft wurde als Gradmesser der Kultur eines Volks der Umfang seiner Journalliteratur angenommen, zutreffender aber dürfte man auf die Kulturhöhe einer Nation schließen, wenn man die von ihr jährlich produzierte Anzahl Bücher in Betracht zieht. Denn wenn auch keineswegs die Gesamtsumme allein entscheidet, vielmehr schwereres Gewicht auf Qualität als Quantität gelegt werden sollte, so steht es doch fest, daß die Nation, welche verhältnismäßig am meisten Bücher produziert, durch diese hohe Summe auch zugleich das größte Bedürfnis nach Lektüre dokumentirt, was unzweifelhaft als Vorbedingung aller kulturellen Bildung betrachtet werden kann. Gibt man die Richtigkeit dieser Anschauung zu, so stellen sich die Ver-

hältnisse für Deutschland äußerst günstig; und wenn wir auch keinen besondern Grund haben, die enorme Summe der produzierten Bücher ihrer Qualität wegen ohne Mißtrauen zu betrachten, so begründen wir dennoch die Thatfache, daß Deutschland verhältnismäßig am meisten Bücher produziert, mit aufrichtiger Freude, da wir darin ein gesteigertes Bedürfnis nach Lesehoff erblicken, welches im Laufe der Zeiten wohl auch eine richtigere Wahl als bisher zur Folge haben dürfte. Von den jährlich in Europa erscheinenden dreißigtausend Büchern werden in deutscher Sprache allein circa vierzehntausend herausgegeben, während in England und Frankreich nur je fünftausend alljährlich erscheinen. Allerdings bleiben diese vierzehntausend Bücher nicht in Deutschland allein, sondern finden ihre Wege zu den dem Mutterlande zum Theil entfremdeten Deutschen in Ungarn, den russischen Ostseeprovinzen, Amerika u. c. c. Immerhin ist die Gesamtzahl der in deutscher Sprache herausgegebenen Bücher so groß, daß sie die Behauptung rechtfertigt, daß das Lesebedürfnis hier ungleich größer als in andern Ländern ist, besonders wenn berücksichtigt wird, daß der deutsche Bücherverkauf bei weitem nicht so forciert wird als dies in andern Ländern der Fall ist. Von dem Fortschritte der deutschen Bücherproduktion kann man sich am besten einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß z. B. im Jahre 1864: 256 Bücher erschienen, im Jahre 1601: 1137, im Jahre 1765: 1517 und im Jahre 1878: 13,912. Aus einer Zusammenstellung in der Russischen Zeitung, welcher der J. C. Hinrichs'sche Katalog in Leipzig zu Grunde gelegt ist, ergibt sich folgende Vergleichung der einzelnen Literaturzweige:

	Zahl der literarischen Erscheinungen		
	im Jahre 1860	1872	1878
Theologie	1454	1234	1246
Recht und Politik	884	1015	1319
Medizin	428	485	789
Naturwissenschaft	556	587	793
Philosophie	95	180	164
Pädagogik	791	1266	1775
Jugendchriften	269	296	443
Sprachwissenschaft	612	784	948
Geschichte, Geographie	857	1002	1010
Mathematik und Astronomie	93	160	151
Kriegswissenschaft	175	318	315
Handel, Gewerbe, Industrie	518	747	959
Land- und Forstwirtschaft	360	353	504
Schöne Literatur und Kunst	1367	1418	1752
Volksschriften	224	209	715
Vermischte Schriften	466	873	701
Karten	?	200	293
Insgesamt	9496	11127	13912

Diese Zusammenstellungen dürften für die Leser der „Neuen Welt“ nicht ohne Interesse sein, denn es werden hierdurch Beiträge zur Kulturgeschichte der Gegenwart geliefert, deren Licht- und Schattenseiten sie getreulich wiederpiegeln. Während im Jahre 1872 nur 21 naturwissenschaftliche Bücher mehr erschienen, als im Jahre 1860, umfaßte dieser Literaturtheil im Jahre 1878 793 Bücher, also 206 naturwissenschaftliche Bücher mehr als im Jahre 1872 und 227 mehr als im Jahre 1860. Die pädagogische Rubrik erscheint gleichfalls mit einer erheblichen Steigerung und zwar um 509 Bücher mehr als im Jahre 1860. — Nicht minder erfreulich ist die Thatfache, daß die theologische Literatur innerhalb zwölf Jahren nur um 12 Bücher zugenommen hat, und heute nur den zwanzigsten Theil der gesammten deutschen Literatur umfaßt, während sie vor circa 20 Jahren den vierten Theil der deutschen Bücherproduktion für sich in Anspruch nahm. Während sich also aus der obigen Zusammenstellung eine Zunahme der Bücherproduktion in den populären, naturwissenschaftlichen, industriellen, pädagogischen Gebieten ergibt, ist die „leidige Theologie“ in verhältnismäßig progressiver Abnahme begriffen, ein Umstand, der den Lesern der „Neuen Welt“ gewiß nicht unangenehm sein wird. Aber auch die Schattenseiten der Gegenwart spiegeln sich in obiger Zusammenstellung wider und zu dieser Schattenseite gehört die umfangreiche Kriegswissenschaftliche Literatur, welche im Jahre 1872 hundert- und dreihundvierzig Bücher mehr umfaßte als im Jahre 1860 und heute noch den dreißigsten Theil der gesammten Produktion repräsentirt. Die fortgesetzten Kriege einzelner europäischer Großmächte, die „Erfindungen und Verbesserungen“ der Waffen u. c., die vollendetere Methode der Kriegführung mußte durch den Druck unserer Nachkommen natürlich mitgetheilt werden. Daß solche Bücher aber nicht bloß geschrieben, sondern auch in andern, als Fachkreisen gelesen werden und, wenn man ein richtiges Kulturbild unserer Zeit bekommen will, gelesen werden müssen, ist zwar wenig erbaulich, indessen ist die angeführte Thatfache, daß das deutsche Volk ein verhältnismäßig lebhaftes Lesebedürfnis empfindet, eine Bürgschaft dafür, daß es auch im Laufe der Zeit die richtige Wahl bei seiner Lektüre treffen lernen und damit die ihm nicht förderlichen oder gar schädlichen Literaturzweige gründlich beschneiden wird.

—t.

Das Wachstum des Menschen. Wissenschaftlichen Nachweisen zufolge beträgt die Länge eines neugeborenen Knaben im Durchschnitt 496, die des Mädchens 483 Millimeter. Im ersten Jahre nimmt die-

selbe etwa um 198, im zweiten um 90, im dritten um 73, im vierten um 64, im fünften um 63 und in den folgenden zehn Jahren je um ca. 60 Millimeter zu. Das durchschnittliche Gewicht der Neugeborenen beträgt 3250 Gramm. Unmittelbar nach der Geburt nimmt das Kind bis zum dritten oder vierten Tage etwas ab, dann beginnt die Zunahme, die pro Tag 10 bis 50 Gramm beträgt. Von der Mutter selbst gesäugte Kinder gewinnen meistens bis zum zehnten Tage ihr ursprüngliches Gewicht, künstlich genährte jedoch häufig noch nicht.

Dr. M. B.

Läßt der Durchschnittsverbrauch des Papiers, ähnlich wie der Durchschnittsverbrauch von Seife, auf die größere oder geringere Civilisation der Völker schließen, so steht England obenan, die Türkei aber auf der niedrigsten Kulturstufe. Der Papierverbrauch im Jahr und pro Kopf der Bevölkerung beträgt nämlich in

England	5 1/2	Rilo
Vereinigte Staaten	5	"
Deutschland	4	"
Belgien	3 1/2	"
Frankreich	3 1/2	"
Niederlande	3	"
Italien	2	"
Dänemark	2	"
Oestreich	1 3/4	"
Norwegen	1 3/4	"
Portugal	1 3/4	"
Rußland	1 1/2	"
Donaufürstenthümer	1/4	"
Türkei	1/4	"

-z-

Die Russen behaupten, daß ihre Sprache die reine slavische sei; sie erzählen, daß, einer alten Sage nach, im grauen Alterthum ein Mann namens *Blowin* (der Wohlbegabte oder Wohlredende) gelebt habe. Dieser habe zwei Söhne gehabt, der ältere *Ruß*, der jüngere *Lach* geheißten. Der erstere habe die wohlklingende Sprache des Vaters richtig und gut geredet, der jüngere sei aber ein Stammer gewesen, habe im Reden gestottert, gequäl und geschlulzt. Von dem älteren stammen die Russen und sprechen die ursprüngliche, unverdorrene, wohlklingende, vokalreiche Sprache der Slaven. Von dem Lach aber, dem Stammer, kämen die Polachen oder Polen; sie hätten Lachs knatternde, wokallose, Pisch- und Mittellante anhäufende Sprachart beibehalten. — Die Czechen (Böhmen) rühmen sich aber auch, die slavische Sprache am meisten ausgebildet zu haben!

Dr. B.-R.

Literarische Umschau.

„Der Rathgeber für Gewerbetreibende. Ein getreuer Führer durch alle Verhältnisse des Familien- und Geschäftslebens, insbesondere für den Handwerkerstand und Geschäftsmann als die nützlichste Mitgabe auf seinen Lebensweg.“ Leipzig, Verlag von Denhardts Literaturhalle. Als Inhalt des vielversprechenden Buches ist auf dem Titel angegeben: Deutsche Sprachlehre. — Der Briefsteller, als: Musterbriefe für Lehrlinge; Musterbriefe für Gesellen während ihrer Wanderschaft; Briefe für den Handwerkerstand überhaupt, als: Glückwünschungsbriefe zum neuen Jahre, zu Geburtstagen, Verehelichungen, Jubiläen und verschiedenen anderen Gelegenheiten; Briefe bei Uebersendung von Geschenken; Dankagungsbriefe; Trostschreiben; Berichtbriefe; Bittschreiben; Empfehlungsschreiben; Vorwurfschreiben und Ermahnungen; Entschuldigungsschreiben; Liebesbriefe und Eheanträge; Einladungsschreiben; Willeis. Briefe geschäftlichen Inhalts für die Handwerksmeister, als: Anerbietungsschreiben zur Hebung des Geschäfts; Bestellschreiben; Briefe bei Absendungen von Waaren; Abbestellungen; Erkundigungen und Anfragen, 60 Mahnbriefe; Entschuldigungsbriefe; Bitt- und Werbungsschreiben. Gesuche, Bittschriften, Vorstellungen und Klagschriften zur Eingabe an Behörden und fürstliche Personen. Kaufmännische Briefe, als: Circuläre; Avisbriefe; Frachtbriefe; Wechsel und Anweisungen. Geschäftsaufsätze, als: Lehr-, Anstellungs-, Arbeits-, Bau-, Kauf-, Tausch-, Pacht-, Mieth-, Gesellschafts-, Ehe- und Vergleichs-Verträge, Ehevermächtnisse. Einseitige Urkunden, als: Schuldverschreibungen, Vollmachten, Bürgschafts-, Verzicht-, Empfangs-, Pfand- und Tilgungs-

scheine, Quittungen, Cessionen, Testamente, Schenkungen, Lehrbriefe, Zeugnisse, Rechnungen; geschäftliche und Familien-Anzeigen. — Die Buchhaltung. — Fremdwörterbuch. — Der Gelegenheitsdichter, eine reichhaltige Sammlung von Gedichten bei verschiedenen Festlichkeiten und Todesfällen. — Die für Gewerbetreibende wissenschaftlichste Reichs-gesetze: A. Die Gewerbeordnung. B. Das Primatathsrecht. C. Das Patzwesen. D. Die Freizügigkeit. E. Verpflanzung zum Kriegsdienst. F. Straf-gesetz. — Brief-, Paket- und Depeschen-Portotarif. Verzeichniß gleichnamiger oder ähnlich lautender Ortschaften. — Statistische Uebersicht der hauptsächlichsten Länder der Erde. — Ortsbeschreibung der vorzüglichsten Städte. — Reiserouten durch Deutschland. — Der Schnellrechner. Notizen über Gold-, Silber- und Papiergeld. Das Maß- und Gewichtssystem. — Das Buch gibt sich Mühe, zu halten, was der Titel verspricht. Eine neue, recht sorgfältige, sich über alle Theile des Inhalts erstreckende Bearbeitung thäte ihm freilich gut; dafür sprechen veraltete Wendungen im Stil, sowohl in dem Abschnitte, der die Sprachlehre enthält, als in den Musterbriefen, eine ganze Zahl außer Gebrauch gekommener Fremdwörter in der 4. Abtheilung, eine Reihe von Gedichten in der Sammlung von Gelegenheitsgedichten, welche einer geistesbeschränkten Anschauungsweise unpoetischen Ausdruck geben, mancherlei Angaben in der statistischen Uebersicht, welche hinter der rasch vorwärtschreitenden Zeit um ganze Volkszählungsperioden und mehr hinterdreihinken u. s. w. Alle diese Mängel im einzelnen hindern jedoch nicht, das Buch im ganzen als ein nützlich und empfehlenswerthes anzuerkennen. Der kleine Geschäftsmann, jeder Handwerker und Arbeiter wird darin für viele der an ihn herantretenden Fragen seines Geschäfts- und Familienlebens, deren Beantwortung ihm die Mangelhaftigkeit seiner Schulbildung nicht gestattet, Rath und Hülfe finden.

„Bastischblumen. Eine Sammlung neuer Afrosticha nebst losen Liedern, von Eugen Koshhirt.“ Bern 1879. J. Henbergers Verlag. Sowohl die Afrosticha als die „lofen Lieder“ sind so, daß wir dem Verfasser den Rath geben müssen, er möge sich nicht daran stoßen, daß sein Vorname Eugen lautet, und sich sein eigenes, auf Stephan lautende Afrostichon S. 35 zu Herzen nehmen:

„Steh stille, steh' das Dichten ein,
Traust viel zu viel dir zu!
Es hat dein Lied ein schiefes Bein,
Fällt um in einem Nu:
Ach, greife doch nach andrem led;
Nur von dem Dichten bleibe weg!“

„Jesus von Nazareth. Historische Studie von Georg Vommel.“ Siebente Auflage. Nürnberg 1878, Verlag von C. Grillenberger. Das Schriftchen ist nicht mehr jung, es ist mehr als schier dreißig Jahre alt und hat auch manchen Sturm erlebt. Nachdem es durch die ehrenvolle Freundschaft verschiedener deutscher Censurbehörden jahrelang daran gehindert worden war, an das Licht der Oeffentlichkeit zu gelangen, erschien es 1847 in Robert Blums Verlage in erster Auflage. Seit jener Zeit hat es sich, vielen Anfeindungen zum Trotz, auf dem Büchermarkte behauptet und ist noch heute mehr als einer weiteren Auflage werth. Ein Stück Kulturgeschichte — interessantesten Inhalts, volksverständlichster, klarster und knappster Form, das ist's, was das kleine Buch bietet. Ob die Anschauungen des Verfassers in allen Einzelheiten bis auf das Tüpfelchen über dem i richtig sind, darüber läßt sich selbstredend streiten; wer aber über den Geist der Schrift zetert, der beweist seine eigene Beschränktheit oder seine Zugehörigkeit zu jener Gesellschaft, der vorurtheilslose Forschung und wahrheitsstreue Volksbelehrung allezeit ein Grenel war. Der ganz außerordentlich billige Preis — 40 Pfennige — möge dazu beitragen, daß sich Vommels „Jesus von Nazareth“ auch weiterhin — hoffentlich noch rascher als bisher — von Auflage zu Auflage durchs literarische Leben kämpfe.

„Unser tägliches Brot. Ein Beitrag zur Erforschung der Ursache der Diphtherie-(Rachenfäule-)Epidemien.“ Von Dr. H. Didtmann, Arzt in Linnich. Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei, Leipzig 1880. Preis 25 Pfg. Dr. Didtmann will nur einen Beitrag zur Erforschung der zu einer der gefürchtetsten Landplagen gewordenen Diphtheritis geben. Die Broschüre leistet, was der Verfasser verspricht, — vielleicht weit mehr; es scheint unserm Laienverständniß, als wenn sie den Nagel auf den Kopf trafe. Im Publikum gewinnt dieselbe Meinung täglich an Verbreitung. Wenn diese Zeilen in die Oeffentlichkeit gelangen, wird wohl schon die dritte Auflage vergriffen sein. Gewissen Medizinalmagiern paßt das Resultat auch dieser vordtmann'schen Forschung nicht in den Kram — das ist gleichfalls ein günstiges Zeichen.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. (Fortsetzung). — Johann Wolfgang Goethe, von Dr. Max Vogler (Fortsetzung). — Konrad Deubler — der Bauernphilosoph. Eine Skizze nach dem Leben, von Dr. A. D.-P. (Fortsetzung). — Reformen in Japan. — Die schwarze Margreth. Gedicht von L. Jacoby. — Hermann von Salza, Hochmeister des Deutschen Ritterordens (mit Illustration). — Karawanerai im Palmenhain bei Tripolis (mit Illustration). — Deutschlands Bücher. — Das Wachsthum des Menschen. — Durchschnittsverbrauch des Papiers. — Die Russen und ihre Sprache. — Literarische Umschau.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.